

Stefan Berg / Hartmut von Sass (Hg.)

Spielzüge

VERLAG KARL ALBER 

Jeder kennt sie – die Spielfreude, die den Spieler involviert und begeistert, ihn gefangen nimmt und sich vergessen lässt. Neben diesem Faszinosum des Spiels kann der Begriff des Spiels zugleich als Interpretationsmuster dafür dienen, die ähnlich gelagerte Dynamik komplexer Systeme zu beschreiben. Dazu lassen sich bestimmte Charakteristika benennen, in denen sich jene Dynamik zwischen zwei Brennpunkten entfaltet: Das Spiel wird konstituiert durch die *Reproduktion* eines bestimmten Themas, zugleich aber auch durch dessen *Variation*; damit hängt zusammen, dass sich das Spiel in einer Hinsicht als ein *geregeltes*, in einer anderen aber als ein *offenes* begreifen lässt. Ihm ist eigen, dass es sich von einem Kontext *separiert*, dabei aber zugleich notwendig auf diesen *bezogen* bleibt. Der involvierte Spieler fügt sich mit einer gewissen *Freiwilligkeit* in das Spiel, geht darin zugleich kontextvariante *Verbindlichkeiten* ein, was zumeist mit einem entspannenden *Müßiggang* als auch einem an- und verspannenden *Ernst* korrespondiert.

In diesem Band wird der Spielbegriff mit unterschiedlichen Disziplinen, Praktiken und Tätigkeiten, die sich als Spiel beschreiben lassen, in Verbindung gebracht: etwa Leben, Recht, Markt, Kunst, Sprache und Moral. Und umgekehrt wird – mitunter spielerisch – der Frage nachgegangen, wie all jene Bereiche neue Facetten am Spielbegriff freilegen können.

Mit Beiträgen von Peter Albrecht, Stefan Berg, Brigitte Boothe, Hannah Fissenebert, Dietrich Korsch, David Lauer, Olaf Müller, Birger Priddat, Hartmut von Sass, Werner Stegmaier, Claus Tiedemann und Thomas Wabel.

Die Herausgeber:

Nach seiner Dissertation mit dem Titel »Spielwerk« (2010) forscht und lehrt **Stefan Berg** seit 2011 am Institut für Hermeneutik und Religionsphilosophie der Universität Zürich.

Hartmut von Sass ist Privatdozent für Systematische Theologie und Religionsphilosophie am Institut für Hermeneutik und Religionsphilosophie der Universität Zürich. Seit 2010 ist er zugleich Associate Fellow am Collegium Helveticum.

Stefan Berg /
Hartmut von Sass (Hg.)

Spielzüge

Zur Dialektik des Spiels
und seinem
metaphorischen Mehrwert

Verlag Karl Alber Freiburg/München

Originalausgabe

© VERLAG KARL ALBER
in der Verlag Herder GmbH, Freiburg / München 2014
Alle Rechte vorbehalten
www.verlag-alber.de

Satz: SatzWeise, Föhren
Herstellung: CPI buch bücher.de GmbH, Birkach

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier (säurefrei)
Printed on acid-free paper
Printed in Germany

ISBN 978-3-495-48666-5

Vorwort

Der vorliegende Band beruht auf einer Tagung, die im November 2012 am Zürcher Collegium Helveticum stattgefunden hat. Die Mehrheit der Beiträge wurde in diesem Rahmen vorgetragen und diskutiert; die anderen sind eigens für diese Publikation verfasst worden.

An der Entstehung von Tagung und Band sind mehrere Institutionen und Personen beteiligt gewesen, denen auch an diesem Ort herzlich zu danken ist. Zunächst geht ein Dank an alle Autorinnen und Autoren, die sich aus unterschiedlichen Perspektiven auf dieses Thema eingelassen haben. Zu danken ist zugleich dem Collegium Helveticum für die Unterstützung bei der Organisation und Durchführung der Tagung. Namentlich geht unser Dank an den Leiter des Collegiums, Gerd Folkers, sowie an die dortigen Mitarbeiter Andrea Truttmann und Martin Schmid. Zudem hat das Collegium dankenswerterweise die gesamte Finanzierung getragen. Danken möchten wir auch Lukas Trabert, dem Leiter des Alber-Verlags, für seine Offenheit diesem Thema gegenüber sowie seiner Mitarbeiterin Mira Fischer für die Erstellung des Manuskripts und schließlich den Kieler Hilfskräften für das Korrekturlesen: Magdalena Klettner und Christian Kolodzey. Dadurch kann dieser Band an einem Ort erscheinen, an den er in mehrerlei Hinsicht bestens passt.

Zürich und Kiel im Juni 2014, Stefan Berg und Hartmut von Sass

Inhalt

STEFAN BERG und HARTMUT VON SASS, Eine spielerische Einleitung	9
I. Zum Ernst des Lebens als Spiel	
BRIGITTE BOOTHE, Verdächtige Spiele. Die Aufführung psychischen Leidens	42
PETER ALBRECHT, Die wissenschaftliche Strafrechtsdogmatik – mehr als ein Glasperlenspiel?	64
BIRGER P. PRIDDAI, Markt als Spiel	88
THOMAS WABEL, Spiel. Der Ernst des Lebens und die Theologie .	106
II. Die Kunst des Spielens	
CLAUS TIEDEMANN, Zum spielerischen Gehalt des Sports und seinem metaphorischen Mehrwert	138
STEFAN BERG, Ein Zwischen denken. Überlegungen zum Spiel in Schillers <i>Über die ästhetische Erziehung</i>	158
HANNAH FISSENEBERT, Ernst sein ist alles. Die Instrumentalisierung des Spiels im Schauspiel	196
III. Spielzüge im Denken und Handeln	
DAVID LAUER, Sprache als Spiel: <i>ergon</i> und <i>energeia</i>	224
WERNER STEGMAIER, Spielräume der Moral in Orientierungssituationen	264
DIETRICH KORSCH, Dogmatik – ein Spiel	278

Inhalt

IV. Ein spielerisch-metaphysischer Abschluss

OLAF MÜLLER, Spielend in die Metaphysik 298

Zu den Autorinnen und Autoren 337

IV. Ein spielerisch-metaphysischer Abschluss

Spielend in die Metaphysik

1. Der Skeptizismus, das Gedankenspiel vom Gehirn im Tank und seine sprachphilosophische Widerlegung durch Putnam (These)

1.1. Einleitung

Dass wir spielende Wesen sind, verschönert unser Leben. Es tut uns nicht nur im Alltag mit Freunden, Kindern und Tieren gut, nicht nur in der Liebe und nicht nur in unserem Kunstschaffen wie z.B. beim Theater – sondern sogar in der Metaphysik, deren Ernst und Würde scheinbar alles andere nahelegt als einen spielerischen Zugang. Wie ich zeigen will, können wir mithilfe unseres Spielvokabulars einen sprachphilosophischen Verdacht gegen die Metaphysik ausräumen: den Verdacht ihrer Sinnlosigkeit.¹

Sollte das Spielvokabular dazu taugen, so hätte dies möglicherweise weitreichende Konsequenzen. Es spräche ja dafür, dass die Wörter, mit deren Hilfe wir Spiele beschreiben und vorantreiben, eine ungeheure Ausdruckskraft haben; ja, es spräche dafür, dass unsere Fähigkeit zu spielen tief mit dem zusammenhängt, was uns als Menschen ausmacht. (Jedenfalls unter der Voraussetzung, dass Metaphysik mit dem zusammenhängt, was uns als Menschen ausmacht.) Diese Kon-

¹ Der Verdacht beruht auf dem positivistischen Sinnkriterium und findet sich z.B. bei R. CARNAP, *Überwindung der Metaphysik durch logische Analyse der Sprache*, in: *Erkenntnis* 2 (1931/32), 219–241, und DERS., *Scheinprobleme in der Philosophie*, Frankfurt a.M. 1966. Ähnlich A. AYER, *Language, truth and logic*, London 1946. Weniger scharf schießt in dieser Sache Schlick, ohne dass er dabei auf Sinnkriterien verzichtet hätte (M. SCHLICK, *Meaning and verification*, in: *The Philosophical Review* XLV No. 4 (1936), 339–369; dazu O. M.: *Ich weiß nicht, was soll es bedeuten? Schützenhilfe für Schlicks Verifikationsprinzip*, in: F. O. ENGLER/M. IVEN (Hg.), *Moritz Schlick: Die Rostocker Jahre und ihr Einfluss auf die Wiener Zeit*, Leipzig 2013, 225–270).

sequenzen werde ich in meinem Aufsatz nicht diskutieren; ich habe sie nur angetippt, um meine Überlegungen tentativ in einen breiteren Zusammenhang zu stellen.

Bevor ich die metaphysische Ausdruckskraft des Spielvokabulars demonstrieren kann, werde ich Sie zunächst (im ersten Teil des Aufsatzes) in ein anderes Spiel verwickeln – in die radikale erkenntnistheoretische Skepsis, die seit dem großen Erfolg des ersten *Matrix*-Films (1998) auch außerhalb der akademischen Philosophie wieder in Mode gekommen ist. Wie Sie sehen werden, lässt sich die *Matrix* zwingend widerlegen. Es wird sich aber (im zweiten Teil des Aufsatzes) herausstellen, dass diese Widerlegung eine ganz bestimmte Sorge nicht stillen kann, und zwar eine metaphysische Sorge. Es ist äußerst schwierig, diese Sorge verständlich zu machen; sie steht im Verdacht, auf leeres Gewäsch hinauszulaufen. Und um den Verdacht zu entkräften, werde ich (im dritten Teil dieses Aufsatzes) das Spielvokabular einsetzen. Meine Grundidee besteht darin, abstrakte und daher verdächtige metaphysische Spekulation an einen völlig konkreten, alltäglichen Redebereich anzuschließen. Kurzum, die Metaphysik profitiert vom Spielen.

1.2. Das Gehirn im Tank

Betrachten Sie folgendes philosophisches Gedankenspiel (das den *Matrix*-Filmen zugrunde liegt): Seit Beginn Ihrer Existenz sind Sie ein Gehirn im Tank, d. h. Sie haben ebenso wie Ihre Leidensgenossen keinen vollständigen menschlichen Körper, sondern nur ein Gehirn, das in einem Tank mit Nährflüssigkeit schwebt; die Nerven-Enden Ihres Gehirns sind mit einem Supercomputer verbunden, der Ihnen die Illusion einer normalen Umwelt verschafft – so als ob Sie einen intakten menschlichen Körper hätten, als ob Sie jetzt in einem Buch über Spiele läsen oder doch blättern und als ob draußen die Sonne schiene.

Haben Sie irgendeine Chance herauszufinden, ob diese kleine Geschichte erfunden ist? Können Sie *wissen*, dass Sie kein körperloses Gehirn im Tank sind, sondern dass Sie Hand und Fuß haben und soeben ein Druckerzeugnis aus echtem Papier lesen? Die Antwort auf diese Fragen ist offenbar negativ. Keine denkbare Beobachtung kann ausschließen, dass sie perfekt simuliert ist. Reden Sie sich nicht damit heraus, dass unsere Computer noch zu lahm wären, um die nötigen

Simulationen in Echtzeit durchzurechnen. Denn wer garantiert Ihnen, dass nicht irgendwelche außerirdischen Genies schon vor langen Jahren ihre geheime Arbeit an einem nie dagewesenen Supercomputer abgeschlossen haben und dass auf diesem Computer wesentlich schlechtere Computer simuliert werden, als es längst gibt? Was Sie über Computer wissen, entspringt derselben Simulation, der auch Ihre Eindrücke von diesem Buch entspringen. Es *könnte* viel schnellere Computer geben, als sich Steve Jobs je erträumt hat. Unsere Geschichte ist theoretisch denkbar; das genügt.

Nicht denkbar, behauptet der amerikanische Philosoph Hilary Putnam. Zur Begründung dieser Behauptung hat er einen sprachphilosophischen Beweis vorgeschlagen, um den sich die Fachwelt seit über dreißig Jahren streitet. Der Streit ist leicht zu erklären. Hätte Putnam recht, so wäre dies eine philosophische Sensation historischen Ausmaßes. Seit Beginn der Neuzeit krankt die abendländische Philosophie daran, nicht verständlich machen zu können, dass wir irgendetwas über unsere äußere Umgebung wissen. Die Krankheit heißt cartesischer Skeptizismus, und sie verläuft so: Wir können nicht ausschließen, dass wir stets träumen oder andauernd von einem bösen Dämon getäuscht werden – oder dass wir seit jeher ein Gehirn im Tank sind. Also können wir auch nicht wissen, dass wir wirklich zwei Hände mit echten Fingern haben und genau jetzt in diesen Fingern ein Buch halten. Also können wir überhaupt nichts über die Welt um uns herum wissen. Diese skandalöse Konklusion wäre abgeschmettert, wenn Putnams Beweis gegen die Gehirne im Tank funktionierte (und wenn er sich auf die anderen beiden skeptischen Hypothesen übertragen ließe, die von René Descartes *alias* Cartesius stammen: auf ewige Träume und arglistige Dämonen).

1.3. Putnams Beweis

Putnam braucht zwei sprachphilosophische Voraussetzungen, um seinen Beweis ins Rollen zu bringen.² Die erste Voraussetzung ist eine Binsenweisheit:

² Für das Folgende siehe H. PUTNAM, *Reason, truth and history* (ab jetzt kurz: *Reason*), Cambridge 1981, 1–21; C. WRIGHT, *On Putnam's proof that we are not brains in a vat* (ab jetzt kurz: *Proof*), in: P. CLARK/B. HALE (Hg.), *Reading Putnam*, Cambridge/MA

- (1) In meiner Sprache bezeichnet das Wort ›Tiger‹ die Tiger.

Beachten Sie, dass dieser Auftakt des Beweises nicht viel Information über das Wort ›Tiger‹ bietet. Aber das macht nichts. Je weniger ein Satz sagt, desto fester dürfen wir uns auf ihn verlassen: Um zu wissen, dass Satz (1) zutreffen muss, braucht man keine Ahnung von Tigern zu haben und benötigt keinerlei empirisches Wissen über die Welt. Um der Wahrheit des Satzes sicher zu sein, braucht man lediglich eine besonders banale Information über die eigene Sprache. Man muss nur wissen, dass das Wort ›Tiger‹ zur eigenen Sprache gehört (anders als beispielsweise das Wort ›Schmunsch‹).

Dass das genügt, lässt sich anhand eines anderen Wortes demonstrieren: Gesetzt, Sie wüssten, dass das Wort ›Paläolepidopterologe‹ zu Ihrer Sprache gehört, seien sich aber nicht so sicher, was das Wort bezeichnet. Dann können Sie trotzdem richtig auf die folgende Frage antworten:

Was bezeichnet das Wort ›Paläolepidopterologe‹?

Sie streichen die Anführungszeichen am schwierigen Wort fort und sagen:

Das Wort bezeichnet die Paläolepidopterologen.

Damit haben Sie garantiert recht – obwohl Sie natürlich keine sonderlich informative Antwort riskiert haben.³ Und genauso steht es mit Putnams erster Voraussetzung:

- (1) In meiner Sprache bezeichnet das Wort ›Tiger‹ die Tiger.

Sie sagt wenig, gilt unter Garantie und kann daher nicht von den Skeptikern angegriffen werden.⁴ Gehen wir also weiter im Beweis. Putnams zweite Voraussetzung läuft so:

- (2) In der Sprache eines ewigen Gehirns im Tank bezeichnet das Wort ›Tiger‹ *nicht* die Tiger.

1994, 216–241. Eine ausführliche Diskussion und Verbesserung der dort präsentierten Argumente bringe ich in O. M., *Hilary Putnam und der Abschied vom Skeptizismus* (ab jetzt kurz: *Abschied*), Paderborn 2003.

³ Informativer, aber riskanter wäre die korrekte Aussage, dass es sich um Erforscher versteinerten Schmetterlinge handelt.

⁴ Details zu alledem in O. M., *Abschied*, Abschnitte 10–12.

Warum nicht die Tiger? Laut Annahme hat ein ewiges Gehirn im Tank keinerlei kausalen Kontakt zu echten Tigern. Da ginge es nicht mit rechten Dingen zu, wenn das Gehirn die Tiger trotzdem bezeichnen könnte. Sein Gebrauch des Worts ›Tiger‹ müsste etwa durch irgendwelche geheimnisvollen nicht-kausalen Strahlen mit Tigern verbunden sein. Sprechen wäre eine übernatürliche Fähigkeit, eine Art Hexerei. Eine solche magische Auffassung von Sprache ist unhaltbar. Und wenn wir dieser magischen Auffassung widerstehen, dann akzeptieren wir eine – ›externalistische‹ – Bedingung für Erfolg beim Bezeichnen: ohne externe, kausale Verbindungen zu irgendwelchen Tigern kein Erfolg beim Bezeichnen mithilfe des Wortes ›Tiger‹.⁵

Da werden Sie fragen, was denn dann Gehirne im Tank mit ihrem Wort ›Tiger‹ bezeichnen, angesichts des mangelnden kausalen Kontakts zu echten Tigern? Vermutlich jene Bit-Muster im Simulationscomputer, die für die Tiger-Visionen verantwortlich sind. Wie diese Bits und Bytes genau aussehen, werde ich noch erklären. Jetzt schon ist klar: Die Bits und Bytes sind keine Tiger aus Fleisch und Blut.

Nun beginnt die sensationell schnelle logische Arbeit. Aus den Voraussetzungen (1) und (2) ergibt sich zwingend:

- (3) Meine Sprache ist von der Sprache eines ewigen Gehirns im Tank verschieden.

Das ist logisch; laut (1) und (2) haben die beiden Sprachen verschiedene Eigenschaften, also können sie nicht identisch sein. Wenn der Mörder kleine Füße hat und der Gärtner große, dann war der Gärtner nicht der Mörder. Genauso bei Sprachen. Und da sind wir schon am Ziel. Aus (3) folgt, und zwar abermals zwingend:

- (4) Ich bin nicht seit jeher ein Gehirn im Tank.

Wäre ich nämlich ein ewiges Gehirn im Tank, so spräche ich auch seine Sprache, im Widerspruch zu Satz (3). Da (3) bereits bewiesen ist, kann ich nicht seit jeher ein Gehirn im Tank sein, Q.E.D.

Die Rekonstruktion des Beweises von Putnam, die ich Ihnen eben vorgeführt habe, hat Crispin Wright erarbeitet.⁶ Sie ist einfacher zu

⁵ Der *locus classicus* ist H. PUTNAM, *The meaning of ›meaning‹* (ab jetzt kurz: *Meaning*), in: *Mind, language and reality*, Cambridge 1975, 215–271, hier 223–247; siehe auch PUTNAM, *Reason*, 1–5; 12–14; 18f. *et passim* sowie meine Diskussion in O. M., *Abschied*, Abschnitte 13–16; 22; 23.

⁶ WRIGHT, *Proof*.

überblicken als die ursprüngliche Fassung, die von Putnam stammt; zwar enthält sie immer noch einige Lücken, aber sie gibt Putnams Grundidee auf verblüffend einfache Weise wieder.⁷

1.4. Der intuitiv stärkste Einwand gegen den Beweis

Wenige Zeitgenossen haben sich bislang mit Putnams Beweis anfreunden können – gleichgültig in welcher Fassung. Das gilt nicht nur für Putnams Kollegen vom Fach; es gilt auch für Zeitgenossen außerhalb der akademischen Philosophie, die vom Beweis erfahren. Ohne sich auf Details des Beweises einlassen zu müssen, ist ihnen intuitiv klar: Der Beweis kann nicht funktionieren. Ihnen zufolge liegt offen zutage, dass ein eingetanktes Gehirn den Beweis (in jeder beliebigen Fassung) wortwörtlich wiederholen könnte. Es könnte ganz genau dieselben Gedanken durchspielen, die wir uns zurechtgelegt haben; und diese Gedanken wären aus seiner Sicht genauso überzeugend, wie sie uns überzeugend vorgekommen sind. Aber das eingetankte Gehirn wäre in einem fatalen Irrtum gefangen, wenn es unseren Beweis nacherzählte. Es käme, so wie wir, zu dem Schluss, nicht im Tank zu stecken – und das, obwohl es dem Tank sein Leben lang nicht entringen wird. Dürfen dann wir uns, fragen die Kritiker, auf ein Argument verlassen, das manche seiner Verwender (die Gehirne im Tank) so gefährlich auf Abwege lockt? Wäre das nicht leichtsinnig? Wer garantiert uns, dass wir nicht auch zu denen gehören, die von Putnams Beweis in die Irre geleitet worden sind und sich in falscher Sicherheit wiegen?

Die Antwort auf diese Frage beginnt mit dem Zugeständnis, dass die Gehirne im Tank den Beweis tatsächlich mit Recht wiederholen können. Denn ihr Ergebnis ›Ich bin kein Gehirn im Tank‹ trifft vollkommen zu.

Wie das? Wie kann ein Gehirn im Tank die Wahrheit treffen, wenn es behauptet, gerade *kein* Gehirn im Tank zu sein? Einfach; wenn es *sagt*: ›Ich bin kein Gehirn im Tank‹, dann *meint* es mit diesen Worten überhaupt nicht, kein Gehirn im Tank zu sein. Seine Sprache funktioniert anders als unsere; nicht nur beim Wort ›Tiger‹ (wie bereits dargelegt), sondern natürlich auch bei anderen Wörtern, etwa ›Kängu-

⁷ Die eben erwähnten Lücken im Beweis habe ich anderswo gestopft, siehe O. M., *Ab-schied*, Abschnitte 20–22.

ruh« oder »Eule«. Wenn das Gehirn im Tank »Tiger« beziehungsweise »Eule« sagt, dann meint es damit gewisse Konfigurationen aus Bits und Bytes im Simulationscomputer – Bit-Tiger beziehungsweise Bit-Eulen. Genauso, wenn es »Gehirn« oder »Tank« sagt.

Nehmen wir also an, dass das eingetankte Gehirn mit Putnams wunderbarem Beweis zu dem Ergebnis kommt: »Ich bin kein Gehirn im Tank«. Dann behauptet es (übersetzt in unsere Sprache), dass es kein Bit-Gehirn im Bit-Tank ist. Und damit hat es deshalb recht, weil es in der Tat kein Bit-Gehirn im Bit-Tank ist, sondern (gleichsam eine Ebene höher und weniger schlimm) bloß ein Gehirn im Tank.

1.5. Bauplan des Simulationscomputers

Was genau sind eigentlich Bit-Gehirne oder Bit-Tanks? Um diese Frage zu beantworten, muss ich etwas ausholen und mehr über den Simulationscomputer sagen. Natürlich könnte der Computer nach ganz unterschiedlichen Bauplänen konstruiert sein. Ich werde nur eine einzige unter den denkbaren Realisierungen skizzieren. Für die folgende Diskussion kommt es nicht so sehr darauf an, *wie* die nötigen kybernetischen Details spezifiziert sind, sondern darauf, *dass* sie hinreichend genau spezifiziert sind.⁸

Je mehr Informationen über unser Universum im Computer codiert sind, desto besser können wir verstehen, wie er es schafft, lebens-echte Simulationen auszuspecken. Schöpfen wir also aus dem Vollen, und verschaffen wir ihm alles erdenkliche Faktenwissen über einen willkürlich gewählten Zeitpunkt. Genauer: Bis hinunter auf die Ebene der Elementarteilchen sei eine komplette Repräsentation unseres Universums vom 14. 11. 1948 abgespeichert.⁹ Der physikalische Raum wird durch einen gigantischen (und ihm isomorphen) Massenspeicher repräsentiert (den Universalspeicher), in dessen Speicherplätzen Codes für die verschiedenen Mitglieder aus dem subatomaren Teilchenzoo

⁸ Weil es der Literatur in dieser Hinsicht an der wünschenswerten Genauigkeit man- gelte, habe ich dazu vor zehn Jahren einen detaillierten Vorschlag veröffentlicht, den ich hier ohne große Änderungen übernehme (O. M., *Metaphysik und semantische Stabili- tät* (ab jetzt kurz: *Metaphysik*), Paderborn 2003, §4.2–§4.8).

⁹ Für unsere Zwecke sei es erlaubt, vereinfachend anzunehmen, dass jedes Elementar- teilchen einen eindeutigen Ort einnimmt und dass die Angabe aller Örter (und aller Geschwindigkeiten) aller Teilchen das Universum genau genug beschreibt.

abgelegt sein können. So werden beispielsweise Elektronen durch Sequenzen der Form $\rangle 101 \langle$ codiert; solche Sequenzen – in ihrer *konkreten* Realisierung im Computer – werde ich als \rangle Bit-Elektronen \langle bezeichnen. Man mag fragen: Worin besteht denn die konkrete Realisierung einer binären Zahlenfolge wie $\rangle 101 \langle$? Sind Zahlen nicht etwas Abstraktes? Nein; jedenfalls nicht im Speicher irgendeines Computers. Wenn ein Bit wie $\rangle 1 \langle$ *abgespeichert* ist, dann läuft das bei unseren Computern z. B. darauf hinaus, dass auf einem ganz bestimmten Kondensator Hundert-millionen von Elektronen liegen; und eine abgespeicherte $\rangle 0 \langle$ ist ein ungeladener Kondensator. Ein Bit-Elektron $\rangle 101 \langle$ besteht demzufolge aus zwei elektronisch aufgeladenen Kondensatoren und aus einem leeren Kondensator.

Wir sollten uns von Anbeginn klarmachen, dass physikalisch benachbarte Speicherplätze im Universalspeicher nicht unbedingt physikalisch benachbarte Raumportionen des Universums repräsentieren müssen. Nicht die physikalische Organisation des Universalspeichers in der Hardware sichert ihm die Isomorphie zum physikalischen Raum – es genügt, wenn sich die topologischen Relationen des physikalischen Raumes isomorph auf der Menge der *Namen* der Speicherplätze wiederfinden.¹⁰

Um die zwei Sorten von Nachbarschaftsverhältnissen nicht durcheinanderzubringen, will ich zwei Speicherplätze *kybernetisch benachbart* nennen, wenn sie physikalisch benachbarte Raumportionen im Universum repräsentieren.¹¹ Die Rede von der kybernetischen Nachbarschaft kann in naheliegender Weise auf die gespeicherten Codes übertragen werden: Zum Beispiel sind zwei Bit-Elektronen kybernetisch benachbart, wenn sie in kybernetisch benachbarten Speicherplätzen abgelegt sind.

Betrachten wir nun ein Bit-Neutron (das ist eine irgendwo im Universalspeicher abgelegte Sequenz der Form $\rangle 011 \langle$), in dessen unmittelbarer kybernetischer Nachbarschaft ein weiteres Bit-Neutron ($\rangle 011 \langle$)

¹⁰ Die Namen der Speicherplätze könnten z. B. aus den dreistelligen Koordinaten des Mittelpunkts der durch sie repräsentierten Raumportionen gebildet sein. Durch eine Eins-zu-Eins-Zuordnung (eine bijektive Zuordnung) der Raumportionen in die Menge der Speicherplatz-Namen können alle interessierenden Relationen zwischen den repräsentierten Raumportionen durch gleichwertige Relationen zwischen Speicherplatz-Namen wiedergegeben werden.

¹¹ Im Lichte der vorigen Fußnote lässt sich kybernetische Nachbarschaft von Speicherplätzen anhand ihrer Namen feststellen.

und zwei Bit-Protonen (>010<) abgespeichert sind. Die mereologische Summe der vier Sequenzen möchte ich als »Bit-Heliumkern« bezeichnen.¹² Die Bezeichnung liegt nahe, denn seine Bestandteile repräsentieren die Teile eines echten Heliumkerns, draußen im Universum. In diesem Stil können wir im Universalspeicher den Aufbau der Welt kybernetisch nachbilden. Durch mereologisches Aufsummieren erhalten wir nacheinander Bit-Atome und Bit-Moleküle, Bit-Gase und Bit-Kristalle, Bit-Galaxien und Bit-Planeten, Bit-Tiger und Bit-Känguruhs. Alles, was am 14. 11. 1948 durchs Universum kreucht und fleucht, findet sich im Universalspeicher als mereologische Summe gewisser (kybernetisch mehr oder minder benachbarter) Codes für Elementarteilchen wieder.

Bislang habe ich den Inhalt des Universalspeichers als stehendes Bild des Universums vom 14. 11. 1948 aufgebaut, dem Geburtsdatum von Prinz Charles. Das war zufällig der Zeitpunkt einer gigantischen kosmischen Katastrophe, in dessen Verlauf fast unser gesamtes Universum in einem schwarzen Loch verschwand: Übrig blieben ein Tank voll Nährflüssigkeit, darin Prinz Charles' Gehirn, angeschlossen an einen Supercomputer mit einem Universalspeicher, der von einer hochintelligenten außerirdischen Programmiererin genau so konfiguriert war, wie wir es uns gerade lang und breit ausgemalt haben. Und man möchte es kaum glauben: In dem Computer lief ein Programm, das seither den Universalspeicher in Echtzeit laufend aktualisierte, so als repräsentiere er den normalen Fortgang der Geschichte unseres Universums, wie sie ohne die kosmische Katastrophe weitergegangen wäre.¹³

Besser noch, ein gleichfalls klug programmiertes Kommunikationsmodul sorgt für den Datenaustausch zwischen Computer und Charles' Hirn: Wann immer das Gehirn elektrische Signale nach draußen sendet, wird an geeigneter Stelle in der kybernetischen Nachbarschaft des Bit-Hirns ein Bit-Elektron abgelegt, das dann seiner Wege

¹² Die mereologische Summe irgendwelcher Gegenstände ist derjenige – möglicherweise breit verstreute – Gegenstand, der aus ihnen zusammengesetzt ist; so ist die Sahara (grob gesprochen) die mereologische Summe ihrer Sandkörner.

¹³ Ich nehme also – wieder zur Vereinfachung – an, dass das Universum deterministisch funktioniert und wirklich Schritt für Schritt weitergerechnet werden kann. Hierzu braucht der Computer neben den Örtern aller Teilchen all ihre Geschwindigkeiten und sämtliche physikalischen Gesetze (die irgendwo außerhalb des Universalspeichers abgelegt sein werden).

geht und z.B. die prinzlischen Bit-Stimmbänder in kybernetische Schwingungen versetzt. Dadurch exekutiert der Computer die prinzlischen Entscheidungen im Universalspeicher.

Umgekehrt werden Bit-Elektronen, die den Sinnesinput des prinzlischen Gehirns repräsentieren würden, hätte Charles seinen Restkörper in der ihm angemessenen Umgebung des Buckingham-Palasts behalten, in Form echter Elektronen auf geeigneten Nervenbahnen ins eingetankte Prinzenhirn hineingeleitet. Dadurch erlebt das Gehirn, was in der kybernetischen Nachbarschaft seines Bit-Körpers vor sich geht. Und diese Erlebnisse gleichen minutiös jenen Erlebnissen, die der heranwachsende Prinz gehabt hätte, wären nicht sein Körper (abgesehen vom Gehirn), der Buckingham-Palast und der ganze Rest des Universums am 14.11.1948 für immer in einem schwarzen Loch verschwunden.

1.6. Übersetzung der Tanksprache

Zwanzig Jahre später. Das eingetankte Prinzenhirn hat eine vorzügliche britische Erziehung simuliert bekommen und parliert fließend in allerlei Tanksprachen, u. a. auf Tankdeutsch. Was bedeuten die deutsch klingenden Worte, die seinem Bit-Mund entspringen? Die Antwort ist einfach. Beispielsweise besagt der tankdeutsche Satz:

(5) Da ist ein Tiger ganz in meiner Nähe,

in unserer Sprache soviel wie:

(6) In der kybernetischen Nähe meines Bit-Körpers ist ein Bit-Tiger abgespeichert.¹⁴

Und nehmen wir an, der Bit-Prinz beobachtet das Raubtier in Aktion und sagt:

(7) Es naht ein Tiger.

¹⁴ Ganz in Übereinstimmung hiermit steht Putnams Forderung, dass auch die räumlichen Vokabeln eingetankter Gehirne uminterpretiert werden müssen (H. PUTNAM, *Crispin Wright on the brain-in-a-vat-argument* (ab jetzt kurz: *Argument*), in P. CLARK/B. HALE (Hg.), *Reading Putnam*, Cambridge/MA 1994, 283–288, hier 286).

Dann behauptet er damit natürlich nicht, dass sich ein Bit-Tiger immer weiter an seinen Bit-Körper annähert, dass sich also der Abstand zwischen den Speicherzellen, in denen sein Bit-Körper abgelegt ist, und den vom Bit-Tiger eingenommenen Speicherzellen *tatsächlich* verringert. Denn wie im vorigen Abschnitt herausgekommen ist, kommt es nicht auf den tatsächlichen (physikalischen) Abstand irgendwelcher Sequenzen im Universalspeicher an, sondern auf ihren *kybernetischen* Abstand. Der Satz besagt also folgendes:

- (8) Der kybernetische Abstand zwischen meinem Bit-Körper und einem (kybernetisch ohnehin schon bedrohlich nah abgespeicherten) Bit-Tiger sinkt aufgrund kybernetischer Bewegungen des Bit-Tigers durch den Universalspeicher.¹⁵

Das ist eine langatmige Formulierung, die ich so abkürzen werde:

- (9) Es naht kybernetisch ein Bit-Tiger.

Ich möchte den Zusatz ›kybernetisch‹ im Folgenden immer für derartige Abkürzungen verwenden, ohne jedes Mal die langatmige Formulierung ausbuchstabieren zu müssen, die eigentlich angebracht wäre. (Der Zusatz ›kybernetisch‹ zeigt also zuallererst einen nicht-standardgemäßen Gebrauch räumlicher Redewendungen an wie in (6), überträgt sich dann auf die Rede von räumlichen *Veränderungen* wie in (9) und schließlich ganz allgemein auf die Rede von *Handlungen* irgendwelcher Bit-Wesen, z. B. auf die ganz naheliegende Rede vom kybernetischen Fußballspiel, kürzer auch: Bit-Fußball.)

Nach allem Gesagten habe ich genug Material beisammen, um den Wert der tanksprachlichen Konklusion aus Putnams Argument zu bestimmen. Was meint das Gehirn, wenn es

- (4) Ich bin kein Gehirn im Tank,

sagt? Um uns nicht verwirren zu lassen, sollten wir vielleicht das Personalpronomen in ein Possessivpronomen verwandeln und die Konklusion – immer noch in der Tanksprache – folgendermaßen fassen:

- (10) Mein Gehirn steckt nicht im Tank und ist nicht an einen Simulationscomputer angeschlossen.

¹⁵ Die letzten acht Worte dieses Satzes sind nötig, um anzuzeigen, dass im fraglichen Geschehen der Bit-Tiger die Initiative ergriffen hat und dass die Abstandsverringering nicht etwa durch bit-prinzliche Bewegungen zustandekommt.

Die deutsche Übersetzung dieses Satzes liegt auf der Hand:

- (11) Mein Bit-Gehirn ist nicht im kybernetischen Innern eines Bit-Tanks abgespeichert und ist nicht kybernetisch an einen Bit-Computer angeschlossen.¹⁶

Und dieser Satz beschreibt die Lage des Gehirns im Tank richtig. Zwar steckt das *Gehirn* des Gehirns im Tank *in* einem *Tank*; aber sein *Bit-Gehirn* ist im *kybernetischen Innern* seines *Bit-Schädels* abgespeichert – steckt also keineswegs im kybernetischen Innern irgendeines Bit-Tanks und ist auch nicht kybernetisch an einen Bit-Computer angeschlossen. Genau das sagt die Übersetzung (11). Kurzum, Putnam hat mit seinem Argument auf ganzer Linie gewonnen. Warum wir uns mit diesem Ausgang des Spiels nicht abfinden sollten, wird im zweiten Teil meines Aufsatzes herauskommen.

2. Ein philosophisches Unbehagen bleibt zurück und fordert einen neuen sprachphilosophischen Ansatz (Antithese)

2.1. *Fühlen Sie sich vom Beweis betrogen?*

Bringen wir das Ergebnis der bisherigen Überlegungen auf den Punkt. Wenn ein eingetanktes Gehirn sagt: »Mein Gehirn steckt nicht im Tank«, dann hat es damit (in seiner Sprache freilich) recht. Da fragt man sich: Wieviel ist dadurch gewonnen? Verkennt das Gehirn im Tank nicht doch die Lage, in der es trotz allem steckt: eingetankt, also abgeschnitten von weiten Teilen der Wirklichkeit? Was hilft es, wenn das Gehirn seine wahre Lage nicht in Worte fassen kann? *Wir* sehen doch, wie es um das eingetankte Gehirn bestellt ist. (Von außen, freilich.) Können wir (von außen) dem Gehirn wünschen, dass es sich seiner philosophischen Sorgen mittels Putnams Arguments entledigt? Verdient das eingetankte Gehirn nicht unser Mitleid? Müssen wir es nicht alarmieren, wachrütteln?

¹⁶ Wie man sieht, habe ich im zusammengesetzten Ausdruck »Mein Gehirn« nur das zweite Wort verändern müssen; der Ausdruck für die erste Person Singular blieb beim Übersetzen unverändert. (Das spricht gegen eine Behauptung in G. BEALER, *Modal epistemology and the rationalist renaissance* (ab jetzt kurz: *Epistemology*), in T. S. GENDLER (Hg.), *Conceivability and possibility*, Oxford 2002, 71–125, hier 115).

Aber wieso? Weil es etwa im ewigen Irrtum lebt? – Worin irrt es sich denn? Vergessen Sie nicht: Wir haben das eingetankte Gehirn bislang keiner einzigen falschen Außenwelt-Meinung überführen können. Seine Beobachtungssätze sind im Allgemeinen wahr (wie anhand der Sätze (5) und (7) exemplarisch demonstriert). Und das Gehirn kann sogar *wissen*, dass es mit seinen Beobachtungssätzen im Allgemeinen recht hat. Dafür sorgt Putnams Argument. Wenn also die cartesische Furcht vor dem globalen Irrtum die einzige philosophische Sorge des eingetankten Gehirns gewesen sein sollte, dann können wir es dazu beglückwünschen, dass es diese Sorge durch Putnams Argument losgeworden ist.

Aber vielleicht sollte das eingetankte Gehirn andere philosophische Sorgen hegen als ausgerechnet die Furcht, dass all seine Außenwelt-Meinungen falsch sind. Welche anderen Sorgen sollten das sein? Von außen lässt sich das leicht sagen. Die Lage eines eingetankten Gehirns ist erkenntnistheoretisch und metaphysisch misslich. Sie ist erkenntnistheoretisch misslich, insofern sich sein Wissen (trotz dessen Wahrheit) nur aufs Innere des Simulationscomputers bezieht und somit weite Bereiche der Wirklichkeit nicht erfasst: Dies Wissen ist also (aus unserer Sicht) dramatisch unvollständig. Und die Lage des eingetankten Gehirns ist metaphysisch misslich, insofern seine Stellung im Weltganzen extrem beschränkt ist. Es ist in einem kleinen Ausschnitt der Wirklichkeit buchstäblich gefangen, denn es kann seinem Tank nicht enttrinnen. Und schlimmer noch: Sein Schicksal hängt von Faktoren ab, die seiner Kontrolle völlig entzogen sind. Wenn die Tanktemperatur sinkt, wenn im Computer der Strom ausfällt, wenn der Nährlösung zu wenig frische Nährstoffe zugesetzt werden, dann stirbt das Gehirn im Tank einen Tod, von dem es sich nicht einmal einen Begriff machen, dessen Ursachen es nicht erfassen und kein Stück steuern kann. Kein Zweifel: Von außen betrachtet, von unserer Perspektive aus, steckt das Gehirn in einer ungemütlichen metaphysischen Lage.¹⁷

¹⁷ Man mag einwenden, dass es zum Szenario eingetankter Gehirne *per definitionem* dazugehört, dass die äußeren Bedingungen des Überlebens (Tanktemperatur usw.) ordnungsgemäß garantiert sind, so dass die drei ausgemalten Todesarten ausgeschlossen sind. Schön; aber selbst wenn es sich so verhält, bleibt das metaphysisch beunruhigende Faktum der totalen Abhängigkeit von Überlebensbedingungen, die das eingetankte Gehirn nicht im geringsten kontrollieren kann. Zum Vergleich: Im modernen Wohlfahrtsstaat haben Invalide einen Anspruch auf eine Rente, die ihr Überleben garantiert. (So zumindest die regulative Idee des Wohlfahrtsstaats.) Aber der Anspruch ändert nichts

Diese Beobachtung liegt meiner Ansicht nach dem verbreiteten Unwillen gegen Putnams Argument zugrunde. Unser philosophischer Instinkt sagt, dass sich die eingetankten Gehirne nicht mit einem Argument abspesen lassen sollten, das gegen die schlimmstmöglichen metaphysischen Befürchtungen nichts ausrichtet. Und natürlich sollten *wir* uns genauso wenig mit einem solchen Argument abspesen lassen – so jedenfalls warnt unser Instinkt. Denn nach allem Gesagten ist es immer noch möglich, dass unsere metaphysische Lage keinen Deut besser ist als die Lage der eingetankten Gehirne. Da haben wir die metaphysische Sorge, die uns umtreibt und die von Putnams Argument nicht gestillt wird.

Das Argument kann die Sorge allenfalls mundtot machen, indem es verschiedene ihrer Formulierungen zurückweist. Aber dadurch wird es ihr nicht gerecht. Die metaphysische Sorge überlebt notfalls wortlos. Mein Ziel besteht darin, ihr die Sprache zurückzugeben. Ich möchte ihr auf angemessene Weise Ausdruck verleihen: in einer Sprache, in der sie nicht durch Putnams Argument ausgeschaltet wird. Zu diesem Zweck werde ich im dritten Teil des Aufsatzes Wörter aus unserem Spielvokabular einsetzen und bis in die Gefilde der Metaphysik projizieren. Bevor ich das tun kann, muss ich allerdings einige sprachphilosophische Vorbereitungen treffen.

2.2. *Was müsste das Gehirn im Tank sagen, um seine Lage angemessen zu beschreiben?*

Wie könnten wir unserer metaphysischen Sorge angemessen Ausdruck verleihen? Ich werde die Frage indirekt angehen und überlegen, wie ein eingetanktes Gehirn seiner analogen (und nur allzu berechtigten) Sorge angemessen Ausdruck verleihen könnte. Dieser Perspektivenwechsel hat folgenden Vorteil: Wir wissen dann, wonach wir suchen. Denn wir kennen bereits eine Beschreibung der unangenehmen metaphysischen Lage des eingetankten Gehirns: freilich in unserer Sprache und aus unserer Perspektive, von außen. So fragt sich: Kann das eingetankte Gehirn in seiner *eigenen* Sprache Vermutungen über die metaphysische Lage anstellen, in der es ungemütlicher Weise steckt? Die Frage

an ihrer Abhängigkeit von der Rente. Und allein diese Abhängigkeit kann sie schon beunruhigen – selbst wenn sie keine Angst vor Geldnot zu haben brauchen.

soll nicht mit der Frage verwechselt werden, ob das eingetankte Gehirn *herausfinden* kann, in welcher metaphysischen Lage es steckt. Gefragt ist vielmehr, ob es über sprachliche Ressourcen verfügt, seine Lage richtig zu beschreiben, ganz einerlei, ob es diese Beschreibung nun verifizieren kann oder nicht.¹⁸ Natürlich könnte das Gehirn den vagen Satz sagen:

(12) Metaphysisch stimmt mit mir vielleicht irgendetwas nicht.

Und damit hätte es recht; doch das genügt nicht. Wenn diese beunruhigte Vermutung etwas austragen soll, so muss sie präziser gefasst werden. Das Gehirn muss einen informativen Grund für seine metaphysische Beunruhigung aufbieten. Was heißt informativ? Informativ genug jedenfalls wäre der Satz:

(13) Ich bin vielleicht nur ein Gehirn im Tank.

Aber wir wissen bereits, dass dieser Satz nicht zur Motivation irgendeiner metaphysischen Beunruhigung dienen kann. Er ist ja aus dem Munde eines eingetankten Gehirns genauso falsch wie aus unserem Munde. Einerlei, von wem er vorgebracht wird: Er differenziert nicht richtig zwischen der ungemütlichen Lage im Tank und unserer (hoffentlich) komfortablen Lage außerhalb des Tanks. Wie man sagen könnte, ist er kein *Indikator* der Lage dessen, der ihn äußert. Ein Indikator wäre ein Satz, der im Munde eines eingetankten Gehirns wahr ist, aber falsch ist, wenn wir ihn äußern (oder doch *hoffentlich* falsch ist, wenn wir ihn äußern; und jedenfalls falsch ist, wenn er von einem Sprecher geäußert wird, der in keiner ungemütlichen metaphysischen Lage steckt).

Einen Indikator in diesem Sinn haben Sie schon kennengelernt:

(12) Metaphysisch stimmt mit mir vielleicht irgendetwas nicht.

Doch wie ich vor kurzem festgestellt habe, ist dieser Indikator nicht informativ genug. Was wir dem eingetankten Gehirn an die Hand geben müssen, ist ein *informativer Indikator*, also eine gelungene Mischung aus (12) und (13).

¹⁸ Wie sich diese Lockerheit aufs Sinnkriterium auswirkt, werde ich in Fußnote 60 skizzieren.

2.3. Informative Indikatoren sind schwer zu finden

Kann es einen informativen Indikator geben? Bislang ist die Frage offen. Putnams Argument hat nur gezeigt, dass informative Sätze wie (13) nicht als Indikatoren infrage kommen. Lässt sich sein Argument auf alle informativen Sätze übertragen? Ich glaube nicht. Bevor ich aber einen Versuch erörtere und entkräfte, das Argument zu verallgemeinern, werde ich zwei Kandidaten für informative Indikatoren zurückweisen.

Der erste Kandidat möchte das mangelnde physikalische Verständnis des eingetankten Gehirns ausschlichten.¹⁹ Die Grundidee leuchtet ein: Das eingetankte Gehirn mag zwar irgendwelche ›physikalischen‹ Gesetzmäßigkeiten entdecken, die alle Vorgänge im Universal-speicher richtig beschreiben. Nun handeln diese Gesetzmäßigkeiten bloß von der programmgesteuerten Manipulation irgendwelcher Nullen und Einsen. Aber die Welt folgt fundamental anderen physikalischen Gesetzen; zudem besteht sie in Wirklichkeit aus anderen Materie-Bausteinen, als von der Tankphysik beschrieben werden. (Schon der Simulationscomputer besteht nicht allein aus abgespeicherten Zahl-Sequenzen.)

Eine informative Idee – eignet sie sich als Indikator? Versuchen wir es mit folgender Formulierung:

(14) Vielleicht bestehen die materiellen Dinge aus ganz anderen Grundbausteinen, als ich bislang annahm.²⁰

Was sollen wir von einem solchen Satz in unserer Sprache halten? Er kann als plausible Warnung vor der Fehlbarkeit unserer wissenschaftlichen Bemühungen verstanden werden.²¹ In der Tat, es könnte sich eines Tages herausstellen, dass Elementarteilchen und Quarks genauso wenig zur umfassenden Erklärung der physikalischen Phänomene

¹⁹ So versteht Putnam den Widerspruch Crispin Wrights gegen das Argument (vgl. WRIGHT, *Proof*, 240 und PUTNAM, *Argument*, 286).

²⁰ Wieder nur zur Vereinfachung unterstelle ich, dass sich die Physik in erster Linie mit der Zusammensetzung der Materie aus irgendwelchen Grundbausteinen befasst. Weniger anschaulich, aber näher an der Sache wäre es, anstelle von Grundbausteinen der Materie z. B. physikalische Gesetze zu behandeln. Am eigentlichen Argument änderte sich dadurch nichts.

²¹ Analog PUTNAM, *Argument*, 286.

taugen wie der (inzwischen abgedankte) Äther. Einen Fallibilismus dieser Art sollten alle zeitlichen und endlichen Wesen akzeptieren.

Weil aber nach Annahme dem eingetankten Gehirn genau dieselben physikalischen Beobachtungen vorgegaukelt werden, die wir in unseren Labors machen, kann sich die fallibilistische Warnung für eingetankte Gehirne nur dann als berechtigt erweisen, wenn sie sich auch für uns als berechtigt erweist. Und somit differenziert der Satz nicht zwischen unserer Lage und der Lage eingetankter Gehirne. Er ist kein Indikator fürs Eingetanktsein. Verschärfen wir den erfolglosen Kandidaten folgendermaßen:

- (15) Vielleicht bestehen die materiellen Dinge aus ganz anderen Grundbausteinen, als mir selbst irgendeine empirisch ideale Physik sagen wird (also eine Physik, die überhaupt alle Beobachtungen richtig beschreibt).

Das ist der zweite Satz, dessen Kandidatur fürs Amt des informativen Indikators ich zurückweisen werde. Wenn der Satz ein Indikator für die Lage eingetankter Gehirne sein soll, dann müsste die durch ihn ausgesprochene Vermutung in der Tanksprache wahr sein. Ist sie das? So könnte man denken. Denn die Grundbausteine der Materie sind Elektronen, Protonen und Neutronen: Objekte, von denen das eingetankte Gehirn nie wird reden können, da es mit ihnen nicht auf geeignete Weise in Kontakt treten kann. – Aber natürlich ist diese Tatsache irrelevant. Sie spielt für die Auswertung der Vermutung aus (15) keine Rolle: einer *tanksprachlichen* Vermutung. Wenn sie wahr sein soll, dann müssten die *bit*-materiellen Dinge *kybernetisch* aus anderen *Bit*-Grundbausteinen zusammengesetzt sein, als dem Gehirn irgendeine empirisch ideale Tankphysik sagen wird.²² Damit ist nicht zu rechnen. Denn die Bit-Materie ist kybernetisch aus Bit-Neutronen, Bit-Elektronen und Bit-Protonen zusammengesetzt: aus Bit-Bausteinen, mit denen das eingetankte Gehirn in geeignetem kausalen Kontakt steht. Schon die nicht ganz ideale Gegenwartsphysik des Gehirns enthält die richtigen Annahmen über die kybernetische Zusammensetzung bit-materieller Gegenstände. Kurz, die Vermutung aus (15) ist in der Tanksprache falsch.

Abermals hat uns die erzwungene Uminterpretation entscheidender Wörter die Möglichkeit geraubt, mithilfe dieser Wörter zwischen

²² Analog PUTNAM, *Argument*, 286 f.

unserer Lage und der Lage eines Gehirns im Tank zu differenzieren. Vorhin mussten wir die Wörter ›Gehirn‹, ›Tank‹ und ›in‹ uminterpretieren, als wir sie einem eingetankten Gehirn in den Mund legen wollten; nun mussten wir die Wörter ›materieller Gegenstand‹, ›Baustein‹ und ›zusammengesetzt‹ uminterpretieren. Beide Male zerschlug sich durch die Uminterpretation die Hoffnung, dass sich ein gegebener informativer Satz als Indikator der Lage eingetankter Gehirne eignen könnte.

2.4. Ein missliches Argument

Die unschöne Regelmäßigkeit aus dem vorigen Abschnitt scheint ein allgemeines Argument gegen die Möglichkeit informativer Indikatoren nahezulegen.²³ Es lautet so: Kandidaten für Indikatoren sind nur dann informativ, wenn sie Wörter enthalten, die eine Uminterpretation erheischen, sobald sie einem eingetankten Gehirn in den Mund gelegt werden. Im Zuge dieser Uminterpretation werden die von den fraglichen Wörtern bezeichneten Gegenstände stets aus der Welt in den Universalspeicher verschoben. Aber nach Konstruktion spiegelt der Universalspeicher den Zustand der Welt bis ins kleinste Detail wider. Somit übersteht der Wahrheitswert des betrachteten Satzes den Wechsel von unserer Sprache in die Tanksprache: Der sprachliche Wechsel wird im selben Atemzug durch den Wechsel der Umgebung (Welt *versus* Universalspeicher) rückgängig gemacht. Wenn jedoch der Satz aus dem Mund eines Gehirns im Tank denselben Wahrheitswert trägt wie aus unserem Mund, dann kann er kein Indikator für die Lage eingetankter Gehirne sein.

Wäre das Argument überzeugend, so könnten wir uns die Suche nach informativen Indikatoren schenken. Nun geht meiner Ansicht nach das Argument trotz seiner Schlüssigkeit von einer falschen Prämisse aus, nämlich von der Prämisse, dass *alle* entscheidenden Wörter aus informativen Sätzen beim Übergang von der Tanksprache in unsere Sprache uminterpretiert werden müssen. Zugegeben, unsere bisherigen Beispiele scheinen diese Prämisse zu stützen. Und sie scheint sogar zu erklären, warum der Indikator

²³ Putnam entfaltete es während eines Gesprächs im Februar 1997.

(12) Metaphysisch stimmt mit mir vielleicht irgendetwas nicht,

nicht informativ ist. Das Wort ›metaphysisch‹ braucht offenbar beim Übergang von der Tanksprache in unsere Sprache nicht uminterpretiert zu werden. (Daher eignet sich der Satz als Indikator.) Aber dass dies Wort den Wechsel unbeschadet übersteht, zeichnet es nicht positiv aus, sondern zeigt nur, wie wenig informativ das Wort ist.²⁴

Trotzdem ist die Prämisse des Arguments überzogen. Sie malt ein allzu simples Bild vom Funktionieren unserer Sprache. Nicht alle (im Sinn des Arguments) informativen Wörter funktionieren so, wie wir uns das bislang zurechtgelegt haben. Selbst wenn informative Wörter nicht ganz ohne kausalen Kontakt Erfolg beim Bezeichnen haben können, muss dieser Zusammenhang nicht in ein Korsett gezwängt werden, in dem alles gleich aussieht. Das werde ich in den kommenden Abschnitten vorführen.

2.5. *Semantische Stabilität*

Ich behaupte: Ohne in die magische Theorie des Bezeichnens zurückzufallen, können wir auf informative Wörter bauen, deren Semantik den Übergang von der Tanksprache in unsere Sprache unbeschadet übersteht. Ich werde solche Wörter im Folgenden *semantisch stabil* nennen. Ein Wort ist demzufolge semantisch stabil, wenn es im Munde eines eingetankten Gehirns dasselbe bedeutet wie in unserem Munde (wenn es also bei der Übersetzung aus der Tanksprache unverändert wiedergegeben werden kann).

Der Begriff der semantischen Stabilität scheint mehrmals erfunden worden zu sein. Ich werde in diesem Abschnitt einen kurzen historischen Abriss geben, den Sie ohne Verluste überspringen können, falls Sie sich nicht für allerneueste Philosophiegeschichte interessieren sollten. (In diesem Fall können Sie die Lektüre im Abschnitt 2.6 fortsetzen.)

Dass kausale Faktoren aus der Umgebung eines Sprechers in die Bedeutungen seiner Wörter einfließen und dass ein Wechsel der Umgebung (z. B. durch Eintankung oder durch Austausch der Erde durch

²⁴ Gegen D. CHALMERS, *The matrix as metaphysics* (ab jetzt kurz: *Matrix*), in: *The character of consciousness*, Oxford 2010, 455–494, hier 459–465, s. u. Fußnote 33.

die Zwillingserde) einen Bedeutungswechsel nach sich ziehen kann, haben unabhängig voneinander Hilary Putnam und Saul Kripke plausibel gemacht.²⁵ Wenn ein und derselbe Gedanke innerhalb kurzer Zeit mehrfach gefunden wird, so spricht das für den fraglichen Gedanken.²⁶

Interessanterweise hat sich diese Verdopplung Jahrzehnte später noch einmal wiederholt. Sobald man sich nämlich klarmacht, dass die kausale Beschaffenheit der Umgebung eines Sprechers in viele Bedeutungen seiner Wörter einfließt, liegt die Frage nahe, welche Wörter *nicht* von der kausalen Struktur der Sprecherumgebung abhängen. In der Kripke-Tradition haben Eli Hirsch und George Bealer diese Frage aufgeworfen, und zwar fast gleichzeitig und unabhängig voneinander.²⁷ In dieser Tradition ging es nicht (oder doch nicht in erster Linie) um Gehirne im Tank und deren Zugang zur sie umgebenden Welt, sondern um das Verhältnis zwischen Hirnzuständen (z. B. der Erregung der C-Fasern) und den damit korrelierten Empfindungen (z. B. Schmerz). Kripke hatte in diesem Zusammenhang einige verwickelte Überlegungen zum Leib/Seele-Dualismus angestellt.²⁸ Um diesen Überlegungen entgegenzutreten, haben Hirsch und Bealer semantische Stabilität eingesetzt – ausdrücklich mit metaphysischer Stoßrichtung.²⁹

²⁵ Dieser Gedanke kam zunächst ohne Bezug zu Tankszenarien auf; stattdessen wurden z. B. unstandardgemäße Zusammensetzungen oberflächlich gleichartiger chemikalischer Substanzen auf anderen Planeten durchdacht, siehe S. KRIPKE, *Naming and necessity* (ab jetzt kurz: *Naming*), Cambridge/MA 1980, 95–114 *et passim*; und PUTNAM, *Meaning*, 223–247; zur wechselseitigen Unabhängigkeit dieser Ergebnisse Putnams und Kripkes siehe PUTNAM, *Meaning*, 230 und KRIPKE, *Naming*, 122.

²⁶ So Stegmüller mit Blick auf Putnam und Kripke, siehe W. STEGMÜLLER, *Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie. Eine kritische Einführung. Band II*, Stuttgart 1979, 347.

²⁷ Bei Hirsch ist die Rede von ›context-free meaning‹ (E. HIRSCH, *Metaphysical necessity and conceptual truth*, in: *Midwest Studies in Philosophy* 11 (1986), 243–256, hier 246 f.); Bealer spricht dagegen ausdrücklich von semantischer Stabilität (z. B. G. BEALER, *A priori knowledge and the scope of philosophy* (ab jetzt kurz: *Knowledge*), in: *Philosophical Studies* 81 (1996), 121–142, hier 134).

²⁸ Siehe KRIPKE, *Naming*, 115–155.

²⁹ Siehe (abgesehen von den in der vorletzten Fußnote erwähnten Schriften) G. BEALER, *On the possibility of philosophical knowledge* (ab jetzt kurz: *Possibility*), in: *Nous* 30 (1996), Supplement: *Philosophical Perspectives*, 10, 1–34; DERS., *Intuition and the autonomy of philosophy* (ab jetzt kurz: *Intuition*), in: M. R. DEPAUL/W. RAMSEY (Hg.), *Re-thinking intuition*, Lanham 1998, 201–239; BEALER, *Epistemology*. Wenn ich recht sehe, geht es beiden Autoren um die metaphisologische Frage, bei welchen Themen und auf

Im Rahmen der Putnam-Tradition ging es um das Gehirn im Tank, und zwar nicht so sehr um die Frage, ob Putnams Widerlegung *dieses* Gedankenspiels zwingend ist, sondern um die Frage, ob Putnams weitergehende Behauptung zutrifft, der zufolge eingetankte Gehirne überhaupt nichts außerhalb ihrer engen Welt (des Computerspeichers) bezeichnen können.³⁰ Auch in dieser Tradition wurde die semantische Stabilität zweimal ohne gegenseitige Beeinflussung in die Diskussion gebracht – und zwar gleichzeitig von David Chalmers und von mir selbst.³¹ Unabhängig voneinander kamen wir zu dem Ergebnis, dass das Tankszenario bzw. der erste *Matrix*-Film metaphysische Fragen nahelegt, die von Putnams Argument wegen der semantischen Stabilität metaphysischer Begriffe nicht angetastet werden.³²

Wenn ich nicht irre, hat sich keiner der genannten Autoren so stark angestrengt wie ich, um zugunsten semantischer Stabilität der

welche Weise die Philosophie zu eigenen Erkenntnissen vorzudringen weiß, die von naturwissenschaftlichen Erkenntnissen weder abhängen noch überstimmt werden können; sie plädieren dafür, dass die fraglichen Themen in die Metaphysik gehören und mithilfe semantisch stabiler Ausdrücke zu formulieren sind. Offenbar haben beide zuallererst die Themen der *metaphysica generalis* im Auge (siehe z. B. BEALER, *Possibility*, 3).

³⁰ PUTNAM, *Reason*, 13 f.

³¹ »Semantically neutral terms« (CHALMERS, *Matrix*, 487 f.); O. M., *Consciousness without physical basis* (ab jetzt kurz: *Consciousness*), unveröffentlicht (im Netz unter <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:11-100204669>), section V.

³² So Chalmers im Jahr 2003 mit Blick auf Gott und den Leib/Seele-Dualismus (siehe CHALMERS, *Matrix*; erschien zunächst nur im Netz auf der Matrix-Homepage, von der es inzwischen verschwunden ist). Ich habe das Gedankenspiel der perfekten Computersimulation ab 1997 in einer Reihe von Vorträgen mit Gott in Verbindung gebracht: O. M., *Anders Zweifeln. Eine metaphysische Provokation* (ab jetzt kurz: *Provokation*), unveröffentlicht (im Netz unter <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:11-100204450>) und im zweiten Band meiner 2001 eingereichten Habilitationsschrift (O. M., *Metaphysik*). Die Verbindung zum Dualismus habe ich in Vorträgen ab dem Jahr 2000 gezogen; das englische Vortragsmanuskript wurde von diversen Fachzeitschriften abgelehnt, daher habe ich es am Ende nur im Netz veröffentlicht (O. M., *Consciousness*); eine gekürzte deutsche Fassung erschien 2007 (O. M., *Jenseits*, in: Th. SUKOPP/G. VOLLMER (Hg.), *Naturalismus*, Tübingen 2007, 137–154 (im Netz unter <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:11-100192331>). Dass sich das Thema sogar mit der Freiheitsfrage verbinden lässt, habe ich in Vorträgen ab 2002 vorgeführt und ebenfalls 2007 veröffentlicht (O. M., *Die Diebe der Freiheit*, in: J.-Chr. HEILINGER (Hg.), *Die Naturgeschichte der Freiheit*, Berlin 2007, 335–364 (im Netz unter <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:11-100180617>)). Gott, Freiheit und Unsterblichkeit: Damit wären die drei traditionellen Themen der *metaphysica specialis* komplett (I. KANT, *Kritik der reinen Vernunft*, Hamburg 1926; durchgesehener Nachdruck 1976, B7).

einschlägigen Wörter zu argumentieren. Hirsch, Bealer und Chalmers haben ohne viel Gewese angenommen, dass sich die semantische Stabilität gewisser Wörter fast schon von selbst versteht. Was sich in der Philosophie von selbst versteht, hängt aber stark von Denkgewohnheiten, Traditionen und der akademischen Sozialisation ab.

Und so habe ich bei diesem Thema einzig und allein deshalb größeren Aufwand getrieben als meine Kollegen, weil mir der stärkste Gegenwind entgegenblies. Ich war im Jahr 1997 eigens für einen Forschungsaufenthalt nach Harvard zu Putnam gefahren, um in der Höhle des Löwen für Ausnahmen von seiner externalistischen Lehre zu plädieren; und er wehrte sich dagegen mit Händen und Füßen. ›That's bad metaphysics‹, pflegte er mir lachend entgegenzuhalten – ganz auf der Linie Carnaps, Wittgensteins und Quines.³³ Er berief sich darauf, dass sich der Gegenstandsbereich, über den wir quantifizieren, nur innerhalb der Grenzen des Externalismus fixieren lässt; wäre das richtig, so könnten eingetankte Gehirne mit keinem Prädikatausdruck etwas außerhalb des Tanks bezeichnen. Erst staunte ich über diese fast schon wissenschaftsgläubige Haltung, die sehr nahe an dem lag, was wir von Quine gewohnt waren – und weit entfernt vom Sprachspiel-Pluralismus des Lieblingsphilosophen Putnams (Wittgenstein). Dann biss ich in den sauren Apfel und deklinierte die Gegenargumente haarklein durch. Um mich gegen vorschnelle Interpretationsergebnisse zu wappnen, habe ich eine besonders strenge sprachphilosophische Grundlage gewählt und mit folgendem Ansatz weitergearbeitet: Wer herausfinden möchte, was ein Gehirn im Tank mit seinen Wörtern meint, der muss bei null anfangen. Daher habe ich Quines Gedankenexperiment der radikalen Übersetzung an die Situation des Gehirns im Tank angepasst und ein Interpretationsprinzip eingesetzt, das bei der radikalen Übersetzung der Tanksprache ebenso fruchtbar ist wie im Fall neuentdeckter Eingeborenen: das Prinzip des Wohlwollens.³⁴

³³ Dass sich Chalmers demgegenüber in einem Umfeld bewegt, in dem Metaphysik alles andere ist als dubios, ergibt sich aus der Bewegungsrichtung seiner Überlegung: Er *beginnt* mit drei metaphysischen Hypothesen (deren Verständlichkeit er gar nicht erst zur Debatte stellt) und zeigt, dass die Matrix-Hypothese im Kern dasselbe sagt, also am Ende nicht von Putnams Beweis tangiert wird (CHALMERS, *Matrix*, 459–465, 480 f.). Ich gehe dagegen umgekehrt vor, beginne mit Putnams Argument und münze unser instinktives Unbehagen gegenüber diesem Argument um in den Versuch, Metaphysik verständlich zu machen.

³⁴ Details dazu in O. M., *Metaphysik*, §3.4, §3.7. Der *locus classicus* der radikalen

In der Tat, bei radikaler Interpretation tanksprachlicher Naturwissenschaft führt uns dies Prinzip zu externalistischen Ergebnissen à la Putnam: Was Wörter aus der Tankwissenschaft bezeichnen, bestimmt sich aus geeigneten Anfängen der Kausalketten, die zu den fraglichen Wörtern hinführen – hier sorgt die Interpretation mithilfe der Bit-Vorsilbe für höchstmögliches Wohlwollen. Doch wäre es wenig wohlwollend, sämtliche Wörter aus der Tanksprache in dies kausale Korsett zu zwingen. Das gilt es nun auszupacken.

2.6. *Raum, Zeit und Logik: Beispiele und Gegenbeispiele*

Wenn es mir gelingt, informative und zugleich semantisch stabile Wörter aufzuweisen, dann bricht damit nicht nur die Prämisse des Arguments gegen informative Indikatoren zusammen, das im vorletzten Abschnitt auf den Tisch kam. Wir dürfen darüber hinaus hoffen, mithilfe derartiger Wörter echt informative Indikatoren für die Lage eingetankter Gehirne formulieren zu können. Genau das werde ich mithilfe unseres Spielvokabulars leisten.

Welche tanksprachlichen Wörter sind semantisch stabil? Zuallererst natürlich die Wörter der Logik. Kein logisches Zeichen funktioniert im Munde eines eingetankten Gehirns anders als bei uns. Doch das wird uns nicht helfen; rein logisch (ohne Deskription) können wir die Lage eingetankter Gehirne nicht gehaltvoll charakterisieren. D.h. das Arsenal der Logik ist zwar semantisch stabil, aber nicht im gewünschten Sinn informativ.

Zweitens dürften zumindest einige zeitliche Vokabeln semantisch stabil sein. So muss der tanksprachliche Satz:

(16) *Als sich der Tiger näherte, floh das Känguruh,*

Übersetzung ist W. QUINE, *Word and object* (ab jetzt kurz: *Word*), Cambridge/MA 1960, §7–§16. Mehr zum Prinzip des Wohlwollens in G. FREGE, *Grundgesetze der Arithmetik, I. Band*, Jena 1893, XVI, XVIII; QUINE, *Word*, 59; D. DAVIDSON, *A coherence theory of truth and knowledge*, in: E. LEPORE (Hg.), *Truth and interpretation*, Oxford 1986, 307–319, hier 316 f. Ein Beispiel für eine irrige Übertragung des Prinzips in die Ethik bietet F. JACKSON, *From metaphysics to ethics*, Oxford 1998, 132; siehe dazu O. M., *Moralische Beobachtung und andere Arten ethischer Erkenntnis*, Paderborn 2008, XVII.14.

ohne Veränderung seiner zeitlichen Konjunktion ins Deutsche übersetzt werden:

(17) *Als sich der Bit-Tiger kybernetisch näherte, floh das Bit-Känguruh kybernetisch.*

Woran liegt es, dass solche Wörter für zeitliche Verhältnisse im Gegensatz zu Wörtern für räumliche Verhältnisse semantisch stabil sind? Einfach: Die zeitliche Reihenfolge von Ereignissen ist im Tank genauso angeordnet wie außerhalb des Tanks.³⁵

Einige zeitliche Ausdrücke sind also semantisch stabil. Doch allein durch zeitliche Angaben lässt sich die Lage des eingetankten Gehirns sicherlich nicht informativ beschreiben. Sie können allenfalls Bestandteil einer informativen Beschreibung sein. Wäre das räumliche Vo-

³⁵ Jedenfalls ist das Wort »als« semantisch stabil relativ zu demjenigen Tankszenario, das ich (insbesondere im Abschnitt 1.5) skizziert habe. Wenn der Simulationscomputer anders aufgebaut wird, lässt sich das zeitliche Vokabular destabilisieren. Dazu nur eine Skizze: Statt die verschiedenen Weltzustände *nacheinander* im Universalspeicher zu simulieren, könnten sie in einem viel größeren weitverzweigten Computer von vornherein fix und fertig abgespeichert werden – und zwar *nebeneinander*. In diesem Fall würde das Kommunikationsmodul die jeweils relevanten Wahrnehmungssimulationen durch Übergang von einem Speicherbereich zum nächsten auslesen. (Entscheidungen des eingetankten Gehirns könnten den Pfad bestimmen, den das Kommunikationsmodul durch den weitverzweigten Gesamtspeicher durchlaufen müsste.) Hier haben wir ein Szenario, in dem die Welt des eingetankten Gehirns – in letzter Instanz – nicht zeitlich strukturiert wäre. Der tanksprachliche Ausdruck »als« wäre in diesem Fall semantisch instabil und wäre durch bestimmte *räumliche* Verhältnisse im Simulationscomputer zu übersetzen; und diese räumlichen Verhältnisse ließen sich nicht im entferntesten als zeitliche Verhältnisse deuten. – Aus alledem ergibt sich: Bealer macht es sich zu einfach, wenn er semantische Stabilität von vornherein besonders scharf konzeptualisiert, nämlich relativ zu *allen* denkbaren (in Sachen Erlebnisqualität identischen) Gedankenspielen (BEALER, *Knowledge*, 134), und obendrein behauptet, der Ausdruck »a kind of time« sei semantisch stabil (BEALER, *Possibility*, 24). Bealer hat sich ohne Argument einfach darauf verlassen, dass bestimmte hochabstrakte Ausdrücke von keiner unbemerkbaren Änderung der Umgebung des Sprechers in Mitleidenschaft gezogen werden können. Offenbar hat er die Phantasie der Philosophen unterschätzt, die immer wieder mit völlig überraschenden Gedankenspielen aufwarten. (Ich kann hier nicht untersuchen, ob sich diese Kritik auf die anderen Begriffe aus seinen Listen semantisch stabiler Wörter übertragen lässt, siehe BEALER, *Knowledge*, 134 f.; DERS., *Possibility*, 23 f.; DERS., *Intuition*, 228, 237, Anmerkung 28. Aber ich kann es mir nicht verkneifen, daran zu erinnern, dass relativ zu extremen moralischen Szenarien *sämtliche* Behauptungssätze semantisch instabil sind, siehe O. M., *Can they say what they want?*, in: *The Southern Journal of Philosophy* XLI No. 2 (2003), 241–259.)

kabular semantisch stabil, so wäre ein informativer Indikator schnell zur Hand:

(18) Vielleicht gibt es *außerhalb* der Grenzen meines physischen Universums noch einen umfassenderen *Raum*.

Aber eine Pointe der Überlegungen aus Abschnitt 1.6 lag darin, dass ausgerechnet das räumliche Vokabular eines Gehirns im Tank uminterpretiert werden muss; die kursiv gesetzten Wörter helfen nicht, um Objekte außerhalb des Computers zu treffen. Wir brauchen andere sprachliche Ressourcen. Die werde ich jetzt im letzten Teil meiner Überlegungen ausbeuten.

3. Spiele und metaphysische Spekulation (Synthese)

3.1. Wörter zum Spielen

Jetzt kann ich die Katze aus dem Sack lassen. Meiner Ansicht nach sind wichtige Wörter aus unserem Spielvokabular semantisch stabil.

Zuallererst ein Zugeständnis: *Gewisse* Spiele *können* ohne wesentliche Beteiligung ganz bestimmter materieller Gegenstände nicht in Gang kommen, z. B. Fußball, Tischfußball, Judo. Zum Tischfußball braucht man eine ganz bestimmte Art von Tisch in bestimmter Größe; zum Judo braucht man zwei menschliche Körper. Und wer keinen Fußball aus echtem Leder (oder aus ähnlichem Material) hat, sondern nur einen simulierten Ball aus Bit-Leder, kann kein richtiges Fußballspiel lostreten – allenfalls spielt er *Bit-Fußball*. (Aber er *spielt*, so wie der uneingetankte Fußballer auch.)

Kurzum, nicht *alle* Spielnamen sind semantisch stabil. Doch zum Glück funktionieren viele Spiele anders als Ball- oder Kampfspiele. Gewisse Spiele beruhen zwar auf der Beteiligung materieller Gegenstände, aber ohne dass es dabei auf die genaue Realisierung dieser Gegenstände *ankäme*. Schach, Go, Mühle und Tangram sind Beispiele für Spiele mit Spielfiguren oder Spielsteinen, die nicht unbedingt aus einem bestimmten Material (und nicht einmal aus physikalischer Materie) bestehen müssen. Eine Figur aus Bit-Elfenbein kann genauso als Weiße Schachkönigin verwendet werden wie unsere Schachköniginnen aus echtem Elfenbein. Das bedeutet: Man kann den Schachregeln fol-

gen, ohne über die üblichen Schachfiguren zu verfügen.³⁶ Und wenn ein Gehirn im Tank diesen Schachregeln folgt, so spielt es (freilich mit Objekten aus Bit-Materie) dasselbe Spiel wie wir – Schach (nicht etwa Bit-Schach). Der tanksprachliche Name ›Schach‹ lässt sich ohne Änderung in unsere Sprache übertragen; ›Schach‹ ist semantisch stabil. Auch der Ausruf ›Schach dem König!‹ dürfte semantisch stabil sein.

3.2. *Spiele ohne Materie*

Wer den letzten Gedanken aus dem vorigen Abschnitt zu gewagt findet, dem möchte ich die Sache anhand von Spielen verdeutlichen, an denen überhaupt kein materieller Gegenstand beteiligt zu sein braucht: Blindschach, Jüdisch Pokern, Moralisches Judo.

Beim Blindschach haben die Spieler das gesamte Schachbrett samt der aktuellen Figurenkonstellation im Kopf und rufen einander nur die Spielzüge zu, ohne sie auf einem echten Schachbrett nachzuvollziehen. Diese Version von Schach mag schwieriger sein als eine Schachpartie mit echten Spielfiguren; aber das ändert nichts daran, dass es sich beim Blindschach um ein spielbares Spiel handelt, in dem keine materiellen Figuren vorkommen.

Beim Jüdisch Pokern denkt sich jeder Mitspieler eine Zahl aus – wer die höchste Zahl hat, gewinnt. Laut Ephraim Kishon ist dies ein beliebtes Spiel unter Juden.³⁷ In einer weiterentwickelten Berliner Fassung dieses Spiels denkt sich jeder Mitspieler z. B. eine besonders attraktive Schaukel, Puppe, Lampe oder Wolke aus, und wer die *beste* Schaukel, Puppe, Lampe oder Wolke erdacht hat, gewinnt. Es geht also um Sachen am platonischen Ideenhimmel, klar außerhalb der traurigen Kausalität auf Erden. Die beste Schaukel hat z. B. magische Fähigkeiten, weil sie den Schaukelnden stets mit den feinsten Leckereien füttert, obendrein für gutes Wetter und Partystimmung sorgt usw. (Immer gewinnen meine Töchter gegen mich, seltsamerweise.)

³⁶ Ähnlich vorhin mit Blick auf Logik: Die Tanklogik folgt denselben Spielregeln wie unsere Logik, und ob ihre Deduktionen mit Kreide auf Tafeln gekritzelt werden oder mit Bleistift auf Papier oder mit Bit-Bleistift kybernetisch auf Bit-Papier, spielt keine Rolle. In altmodischen Worten: Beim Schach kommt es wie in der Logik nur auf Form an, nicht auf Materie.

³⁷ E. KISHON, *Drehn Sie sich um, Frau Lot!* München 1964, 10–14.

Moralisches Judo wird nicht mit dem Körper der Kämpfenden gespielt, sondern mit deren Geist, genauer: mit deren moralischem Gewissen. Aus der Position moralischer Überlegenheit bringt man den Mitspieler öffentlich in eine Situation, in der von ihm (aus moralischen Gründen) ein hohes Opfer verlangt wird; man nimmt ihn sozusagen moralisch in die Zange. Laut Milan Kundera wurde das Spiel eifrig unter Dissidenten in Diktaturen gespielt.³⁸ Nicht gerade nett, dieses Kampfspiel. Wie dem auch sei – da sich im Tank moralisches Gewissen, Wunsch auf moralische Exzellenz und Aufopferung genauso wiederfinden lassen wie außerhalb des Tanks, und da es für die Spielzüge nicht darauf ankommt, ob in der Diktatur Menschen unterdrückt sind oder eingetankte Wesen, kann man das Kampfspiel unter echten Menschen genauso austragen wie unter Gehirnen, die im Tank stecken. (Es kommt für dieses Spiel nicht auf die Hardware an, sondern auf die Software.)

Die drei betrachteten Spiele sind nicht an die physische Welt gebunden. Wir könnten sie (anders als Fußball) selbst dann weiterspielen, wenn wir das biologische Ende unseres Körpers überlebt hätten und als körperlose Seelen fortbeständen, die zwar miteinander zu kommunizieren, nicht aber die physikalische Wirklichkeit kausal zu beeinflussen vermögen.³⁹ Wenn das richtig ist, dann können sich eingetankte Gehirne erst recht an moralischem Judo, Blindschach und Jüdisch Pokern erfreuen. Sie stehen uns und der physischen Wirklichkeit (oder doch einem ihrer Ausschnitte) näher als körperlose Seelen.

Selbst wer also der semantischen Stabilität des Wortes ›Schach‹ nicht ohne weiteres beipflichten möchte, wird zugeben müssen, dass die drei zuletzt genannten Spiele im Tank genauso gespielt werden können wie außerhalb. ›Moralisches Judo‹, ›Blindschach‹ und ›Jüdisch Pokern‹ sind semantisch stabile Ausdrücke.

³⁸ M. KUNDERA, *Die Langsamkeit*, München 1995, 22–24.

³⁹ Das gilt jedenfalls, wenn wir voraussetzen dürfen, dass die Rede vom körperlosen Weiterleben der Seele nach dem Tod verständlich ist; mehr dazu anderswo, siehe O. M., *Warte, bis Du stirbst. Dualistische Hausaufgaben von Moritz Schlick*, in: F. O. ENGLER/M. IVEN (Hg.), *Moritz Schlick: Die Rostocker Jahre und ihr Einfluss auf die Wiener Zeit*, Leipzig 2013, 11–71 (im Netz unter <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:11-100205462>), und O. M., *Jenseits*.

3.3. *Spielen ist auf allen Wirklichkeitsebenen ein und dasselbe*

Wenn nun allerlei Spielnamen semantisch stabil sind, dann steht der zentralen These meines Aufsatzes nichts mehr im Weg: Das Wort ›Spiel‹ ist semantisch stabil. Dafür sprechen drei Gründe. Erstens gibt es einige Spiele, deren Namen semantisch stabil sind und die man im Tank nach exakt denselben Regeln spielt wie bei uns.

Zwar hat sich herausgestellt, dass Gehirne im Tank einige andere Spiele nicht spielen können, derer wir uns erfreuen; aber das Umgekehrte gilt genauso. Wir spielen Fußball, im Tank spielt man Bit-Fußball. Die Namen dieser Spiele sind semantisch instabil. Doch sogar Bit-Fußballer und Fußballer tun (bei allem Respekt für die Unterschiede) in einer Hinsicht dasselbe: sie spielen. Zwar nicht ein und dasselbe Spiel, aber sie *spielen* in ein und demselben Sinn von ›spielen‹.⁴⁰

Damit bin ich beim zweiten Grund für die semantische Stabilität des Spielbegriffs: Was Spielen sein kann, hängt nicht von den Spielen ab, über die man zufälligerweise verfügt. So dürften uns (mangels historischer Quellen) fast alle Spiele der ausgerotteten Indianerstämme Nordamerikas verschlossen sein, und doch können wir Gift darauf nehmen, dass sie nicht minder eifrig gespielt haben, als wir es tun. Und was quer über die Kulturgrenzen hinweg gilt, funktioniert auch quer über die Simulationsgrenzen. Immerhin können wir mindestens drei Spiele spielen, die auch den Gehirnen im Tank offenstehen; zwischen ihnen und uns herrschen also größere spielerische Gemeinsamkeiten als zwischen uns und den Indianern des sechzehnten Jahrhunderts.

Mein dritter Grund für die semantische Stabilität des Spielbegriffs hat mit dessen phantastischer Offenheit zu tun. Er ist Gegenstand des kommenden Abschnitts.

⁴⁰ Um hier eine kausale Komponente des Bezeichnens einzubeziehen, erinnere ich daran, dass alle diese Spiele einen kausalen Kontakt zwischen Spieler und Spielmaterial mit sich bringen; der eingetankte Fußballer hat strukturell dieselbe hochkomplizierte Art Kontakt zum kybernetischen Fußballspiel, zum Bit-Ball usw. wie der ausgetankte Sprecher zum Fußballspiel, zum Ball usw. Analog: *Ein* ausgetankter Sprecher hat kausalen Kontakt zu diesen Tigern, ein *anderer* ausgetankter Sprecher zu jenen Tigern. Trotzdem können beide mit ihrem Wort ›Tiger‹ dieselbe Menge an Tigern bezeichnen. *Genauso* können eingetankter und ausgetankter Sprecher mit ihrem Wort ›Spiel‹ dieselbe Menge an Spielen bezeichnen, obwohl dieser mit anderen Spielen in kausalen Kontakt geriet als jener.

3.4. Die Offenheit des Spielbegriffs

Wie sich von Wittgenstein lernen lässt, gibt es keinen plausiblen Weg, mithilfe fixer Kriterien ein für allemal zu definieren, was sämtliche Spiele gemeinsam haben.⁴¹ Obwohl die Grenzen des Spielbegriffs unscharf sind und sich im Lauf der Zeit immer wieder an neue Sitten, Moden, Situationen anpassen, verstehen wir einander, und zwar über die Grenzen von Sitten, Moden und Situationen hinweg. Die Verständigung funktioniert selbst dann, wenn die Sprecher mit völlig anderen Spielen in kausalem Kontakt standen, den Spielbegriff also anhand sehr unterschiedlicher Spiele gelernt haben.

Die phantastische Offenheit des Spielbegriffs reicht wesentlich weiter als bislang nahegelegt. So wurde der Begriff im vergangenen Jahrhundert plötzlich in die Mathematik projiziert, als mit der Spieltheorie ein neues mathematisches Gebiet geschaffen wurde.⁴² Dann wurde der Begriff für die Logik fruchtbar gemacht, durch einen tiefen Vergleich zwischen Ableitungsschritten und Spielzügen.⁴³ Wittgenstein projizierte den Begriff in die Sprachphilosophie.⁴⁴ Zudem bekam der Spielbegriff eine eigene Rolle in einem bestimmten Zweig der Populärpsychologie.⁴⁵ Dann wurde er zur Beschreibung bestimmter, nie dagewesener Interaktionen zwischen Mensch und Maschine herangezogen – spätestens seit Erfindung des Schachcomputers.⁴⁶ Und seit die ersten Schachcomputer-Turniere ausgerichtet wurden, benutzen wir den Begriff sogar zur Beschreibung recht bizarrer Interaktionen zwischen zwei Maschinen.⁴⁷

Diese Liste ließe sich fortsetzen. Sie dürfte jetzt schon lang genug sein, um plausibel zu machen, dass sich auch in Zukunft der Spielbegriff auf überraschende Weise in immer neue Redebereiche wird

⁴¹ Siehe L. WITTGENSTEIN, *Philosophische Untersuchungen* (ab jetzt kurz: *Untersuchungen*), in: *Werkausgabe Band 1*, Frankfurt a. M. 1984, 225–618, hier 239 (§3), 277–281 (§66 bis §71) *et passim*.

⁴² Ein *locus classicus* ist J. VON NEUMANN/O. MORGENSTERN, *Theory of games and economic behavior*, Princeton 1953.

⁴³ Ein *locus classicus* ist P. LORENZEN/K. LORENZ, *Dialogische Logik*, Darmstadt 1978.

⁴⁴ L. WITTGENSTEIN, *Das Blaue Buch*, in: *Werkausgabe Band 5*, Frankfurt a. M. 1984, 15–116, hier 36f., und WITTGENSTEIN, *Untersuchungen*, 239 (§3); 241 (§7); 287 (§83); 298 (§108) *et passim*.

⁴⁵ E. BERNE, *Games people play*, New York 1967.

⁴⁶ M. NEWBORN, *Kasparov versus Deep Blue* (ab jetzt kurz: *Deep Blue*), New York 1997.

⁴⁷ NEWBORN, *Deep Blue*, 283–285.

projizieren lassen. Und diese vielgestaltige Projizierbarkeit verleiht meinen früheren Argumenten zugunsten seiner semantischen Stabilität zusätzliches Gewicht. Denn Putnams Regel *Ohne kausalen Kontakt kein Erfolg beim Bezeichnen* gilt nur in einigen ausgesuchten Redebereichen uneingeschränkt – nur in den kausalen Naturwissenschaften. Je stärker sich die Redebereiche unterscheiden, in denen ein und dasselbe Wort begrifflich zuhause ist, desto weniger wichtig sind kausale Verhältnisse für die Übersetzung dieses Worts; und desto eher ist mit semantischer Stabilität zu rechnen – nicht zuletzt deshalb, weil einige der genannten Redebereiche selbst semantisch stabil sind: Logik, Mathematik, Sprachphilosophie.⁴⁸

3.5. *Spieler außerhalb des Tanks bezeichnen*

Nach der semantischen Stabilisierung einiger Spielnamen und des Spielbegriffs selbst ist das Gehirn zum ersten Mal imstande, auf informative Weise von handfesten Gegenständen außerhalb des Simulationscomputers zu sprechen. Nehmen wir z. B. an, dass neben dem Simulationscomputer zwei Schachspieler sitzen, die sich eine sehr ruhige Schachpartie liefern. (Das reinste Stellungsschach!) Wenn das Gehirn im Tank aufgrund irgendwelcher Stimulationen zu der Feststellung kommt:

(19) Wer kein einziges Schachgebot abgibt, kann das Spiel nicht gewinnen,

dann redet es damit nicht nur über die bit-menschlichen Schachspieler aus seiner Welt (aus dem Simulationscomputer). Da die Übersetzung der Feststellung (19) – aufgrund semantischer Stabilität der einschlägigen Begriffe – in unserer Sprache genauso klingt wie in der Tanksprache, bezieht sich die Feststellung *auch* auf die beiden ermatteten Spieler neben dem Computer. Beide geben kein Schachgebot ab und werden daher vom Prädikat ›kein Schachgebot abgeben‹ aus der Feststellung (19) bezeichnet.⁴⁹

⁴⁸ Dass wichtige sprachphilosophische Ausdrücke wie ›Wahrheit‹, ›Behauptung‹, ›Satz‹, ›Sprache‹ usw. semantisch stabil sind, ergibt sich auch aus der engen Parallele zwischen Spielen und Sprachspielen, die Wittgenstein aufgezeigt hat (s. o. Fußnote 44; vgl. O. M., *Metaphysik*, §23.9).

⁴⁹ Einwand: Vielleicht sind die Wörter ›Schach‹ und ›Spiel‹ semantisch stabil, aber nicht

Mit dieser überraschenden Beobachtung ist allerdings noch nicht genug gewonnen. Denn die tanksprachliche Feststellung betrifft (neben den uneingetankten Schachspielern) in erster Linie alle schachspielenden Bit-Menschen; sie zeigt nicht *zielgenau* aus der Tankkonstellation heraus, sondern trifft die uneingetankten Schachspieler nur nebenbei.

Zwar könnte das Prädikat aus Satz (19) *ausschließlich* auf echte Menschen außerhalb der Tankwelt zutreffen: dann, wenn keiner der Bit-Menschen jene extreme Form von Stellungsschach (ohne jedes Schachgebot) spielt. Aber wenn Milliarden fühlender Wesen im Tank stecken, dürfte sich das nicht ohne weiteres feststellen lassen.

Daher muss unser Tanksprachler etwas zielgenauer werden. Er muss auf diejenigen Schachspieler zielen, die nicht auf derselben Simulationsebene stehen wie er selbst. Hier ist ein trickreicher Satz, der dem Gewünschten nahekommt:

(20) Es gibt Schachspieler, die nicht aus Fleisch und Blut sind.

Was bedeutet dieser Satz nach Übersetzung in unsere Sprache? Weil ›Schachspieler‹ semantisch stabil ist und ›Fleisch‹ bzw. ›Blut‹ instabil, bietet folgendes die korrekte Übersetzung des Satzes (20):

(21) Es gibt Schachspieler, die nicht aus Bit-Fleisch und Bit-Blut bestehen.⁵⁰

die Wörter ›Schachspieler‹ und ›Spieler‹; Spieler müssen aus Fleisch und Blut sein. Antwort: Erstens stimmt das schon ohne Gedanken Spiele vom Gehirn im Tank nicht; wir spielen manchmal mit einem Schachcomputer, und inzwischen verlieren wir dabei öfter, als uns lieb sein kann. (Nur schlechte Verlierer werden sich darauf zurückziehen, dass ihnen überhaupt kein Schachgegner gegenüberstand.) Zweitens könnten wir Schachpartien mit eingetankten Gehirnen anzetteln; und selbst wer zögert zu sagen, dass Schachcomputer vollwertige Schachspieler sind (etwa weil sie nicht *denken*), wird dem eingetankten Gehirn Respekt als Schachgegner zollen müssen – vor allem, wenn es gewinnt. Und Schachgegner sind (aus begrifflichen Gründen) ganz sicher Schachspieler. Drittens: Wenn ich sage, dass ich gegen einen eingetankten Schachspieler verloren habe, dann wäre es unfair, mich durch dessen Aussage: ›Ich habe gegen einen Schachspieler gewonnen‹ nicht angesprochen zu fühlen. Und das bedeutet, dass die wohlwollende, also plausible Interpretation dieses Satzes nur bei semantischer Stabilität des Ausdrucks ›Spieler‹ zu haben ist. Viertens verstehen wir sogar, was es heißt, gegen den Tod Schach zu spielen; siehe I. BERGMANN, *Das siebente Siegel (Det sjunde inseplet)*, Schweden 1957).

⁵⁰ Der Ausdruck ›aus etwas bestehen‹ ist möglicherweise nicht semantisch stabil; daher wäre es sicherer, ihn aus der Tanksprache durch die Wendung ›*kybernetisch* aus etwas bestehen‹ zu übersetzen. Da von dieser Komplikation im Folgenden nichts abhängt, werde ich bei den einfacheren Übersetzungen bleiben.

Dieser Satz könnte im Tank immer noch aus den falschen Gründen zutreffen, ohne etwas außerhalb der Tankwelt zu bezeichnen; immerhin gehören auch simulierte Computerschach-Turniere zu den Erlebnissen des eingetankten Gehirns. An diesen Turnieren sind (aus unserer Sicht) Bit-Computer beteiligt, die nicht aus Bit-Biomasse bestehen, sondern aus Bit-Silizium. Satz (20) kann also auch ohne Bezug zur Umgebung des Simulationscomputers tanksprachlich wahr sein; er ist kein Indikator. Der Fehler lässt sich leicht beheben:

(22) Es gibt Schachspieler, die nicht aus *Materie* bestehen.

Die deutsche Übersetzung dieses tanksprachlichen Satzes wird nur dann wahr, wenn es Schachspieler gibt, die nicht aus Bit-Materie bestehen, uns zum Beispiel.

3.6. *Machtspielchen oder Wer bevölkert die Umgebung des Tanks?*

Das Ergebnis des vorigen Abschnitts ist ermutigend; mithilfe des semantisch stabilen Schachbegriffs können eingetankte Sprecher unter Umständen etwas außerhalb des Simulationscomputers bezeichnen, nämlich ausgetankte Schachspieler. Natürlich hängt dieser Erfolg von spielerischen Zufällen außerhalb der Tankkonfiguration ab. Falls sich niemand außerhalb des Tanks für Schach interessiert, wird der Satz falsch und eignet sich nicht als Indikator. Aus diesem Grund steht es mit folgendem tanksprachlichen Satz etwas besser:

(23) Es gibt Spieler, die nicht aus Materie bestehen.

Und was, wenn außerhalb des Tanks überhaupt keine Spiele gespielt werden? Vielleicht gehört die ausgetankte Intelligenzija nicht zur Spezies *homo ludens ludens*? An dieser Stelle möchte ich noch einmal an die phantastische Offenheit des Spielbegriffs erinnern. So hat sich in den letzten Jahren ein riesiger Markt für Computerfreunde aufgetan, die sich in immer weiter optimierte Online-Spiele vertiefen und dabei mit ihren Avataren in simulierte Realitäten eintauchen, um die hiesige Wirklichkeit zu vergessen.⁵¹ Das ehemals bloß philosophische oder ci-

⁵¹ Dazu hat kürzlich Manuela Gaeth eine detailreiche Fallstudie vorgelegt (M. GAETH, *Wie viel Körper braucht eine Person?* Magisterarbeit am Institut für Philosophie, HU Berlin, 2013).

neastische Gedankenspiel der Computersimulation ist dadurch in große Nähe zu einer neuen Art von Spiel gerückt, und auch die Programmiererinnen dieser neuen Spiele sind verspielte Spielertypen.

Ohne den Spielbegriff zu überdehnen, können wir daher sagen, dass die Programmiererin des Simulationscomputers mit ihren eingetankten Gehirnen ein Spiel treibt. Ob es ein übles Spiel oder ein liebes Spiel ist, möchte ich offenlassen. Zum Zweck der Verdeutlichung werde ich das Spiel als Machtspiel bezeichnen; der Machtbegriff dürfte sich semantisch stabilisieren lassen.⁵² Für meine Zwecke genügt es, das fragliche Spiel halbwegs eindeutig einzukreisen. Das leistet folgender tanksprachlicher Satz:

(24) Jemand, der nicht aus Materie besteht und nicht in meinem physischen Universum vorkommt, treibt mit mir seine Machtspielchen.

Wenn Sie neben der Tankkonfiguration stehen und so einen Satz aus dem Munde eines eingetankten Gehirns vernehmen, werden Sie dem Satz nach Übersetzung in Ihre Sprache beipflichten. Denn übersetzt sagt der Satz soviel wie:

(25) Jemand, der nicht aus Bit-Materie besteht und nicht im Universalpeicher des Simulationscomputers abgespeichert ist, treibt mit mir seine Machtspielchen.

Damit liegt ein verblüffend gut funktionierender informativer Indikator auf dem Tisch.

Bislang habe ich unser Problem für Sätze aus der Tanksprache betrachtet. Doch das war kein Selbstzweck. Am Ende zielte meine Übung auf uns und unsere Situation. Und in der Tat, weil sich die Tanksprache von innen genauso anfühlt wie unsere Sprache, weil wir dieselben Sprachregeln befolgen wie die Gehirne im Tank (nur anhand anderen außersprachlichen Materials), lohnt es sich, beim Satz (24) zu verweilen. Was meinen wir, wenn *wir* den Satz äußern?

Ich denke, die Antwort liegt auf der Hand; der Satz formuliert die Hypothese eines Schöpfungsgottes – wenn auch vielleicht mit etwas zu verspieltem, respektlosem Zungenschlag. Zugegeben, die Rede von

⁵² Zum Beispiel durch semantisch stabile Sätze aus dem Schach wie: »Die Königin ist mächtiger als der Springer.« oder »Ich habe die Macht über meine Bauern, Läufer, Springer, Türme usw.«

Machtspielchen passt nicht gut zum Gott unserer religiösen Traditionen. Erstens führt das Diminutiv in die Irre, weil Sein Spiel ernster ist als irgendwelche Spielchen; zweitens klingt *Machtspiel* negativer als das, was der liebe Gott hoffentlich mit uns treibt.⁵³ Wir könnten die Sache weniger anstößig formulieren; dafür brauchten wir andere semantisch stabile Vokabeln. Es gibt ihrer genug, und viele von ihnen hängen mit unserem Spielvokabular zusammen. Aber das ist ein weites Feld, das ein andermal zu beackern ist.⁵⁴

Wenn die Überlegungen stimmen, die ich mithilfe des Spielvokabulars und dessen semantischer Stabilität durchgeführt habe, dann gehört das Gedankenspiel vom Gehirn im Tank in einen anderen philosophischen Zusammenhang, als man gemeinhin denkt. Recht verstanden wirft es nicht die erkenntnistheoretische Frage auf, ob wir mit unseren naturwissenschaftlichen Wissensansprüchen komplett falsch liegen könnten – sondern die metaphysische, ja religionsphilosophische Frage, ob wir mit diesem unbestrittenen Wissen möglicherweise nur einen verschwindenden Teil der Gesamtwirklichkeit treffen, ob es also eine höhere Wirklichkeit gibt, die sich unseren rationalen Erkenntnisbemühungen entzieht.

Auch diese Frage kann man als Zweifel bezeichnen, z. B. als Zweifel am Alleinvertretungsanspruch unserer Naturwissenschaften. Auf Szientisten mag dieser Zweifel nicht minder verstörend wirken als der erkenntnistheoretische Zweifel à la Descartes. Doch wer wissenschaftshörige Vorurteile beiseite legt, kann dem neu entdeckten Zweifel auch einige positive Seiten abgewinnen. Das will ich zum Abschluss durchspielen.

⁵³ Außerhalb der religiösen Traditionen kam der Gedanke an einen Schöpfergott zuweilen durchaus in die Nähe meines Satzes (24); siehe z. B. aus dem Genre der Kurzgeschichte E. F. RUSSELL, *Sole solution*, in: H. G. STENZEL (Hg.), *The short-short story of mankind and other science fiction classics*, München 1980, 35–38.

⁵⁴ Mithilfe der semantischen Stabilität sprachphilosophischer Ausdrücke (die mit dem semantisch stabilen Spielvokabular zusammenhängen, siehe Fußnote 48) lässt sich die Sache z. B. so erreichen: ›Vielleicht gibt es einen Sprecher, dessen Innensemantik sich von meiner Innensemantik nicht unterscheidet und der mich mithilfe folgender Worte in seiner Sprache korrekt beschreibt: *Da ist ein Gehirn im Tank*. (Vgl. O. M., *Metaphysik*, §23.8. Die Innensemantik ist der phänomenalistisch zugängliche Teil der Semantik, der z. B. festlegt, dass man im Falle tigerartiger Eindrücke sagen darf: ›Da ist ein Tiger‹; dieser Teil der Semantik ist nicht von Putnams Externalismus betroffen. Details dazu in O. M., *Metaphysik*, §8.9–§8.10.)

3.7. *Metaphysische Ausleitung*

Angesichts des Gedankenspiels vom Gehirn im Tank haben wir einen weiten Weg zurückgelegt. Wie ich zu Beginn gezeigt habe, ist Putnams Argument gegen die Tankhypothese verblüffend einfach: so einfach, dass man sich sofort betrogen fühlt. Dieser blitzartige Reflex unserer philosophischen Intuition treibt die meisten von uns in die Suche nach versteckten Fehlern, Zirkularitäten usw.⁵⁵ Die Suche hat wenig Aussicht auf Erfolg; meiner Ansicht nach argumentiert Putnam schlüssig, nicht-zirkulär und mit richtigen Prämissen. Ich gehöre also zu der kleinen Minderheit der Philosophen, die sich von Putnam haben überzeugen lassen.⁵⁶

Was aber sollen wir mit unserem instinktiven Misstrauen gegen Putnams Argument anfangen? Sollen wir es dadurch zum Verstummen bringen, dass wir das Argument jeden Abend vorm Schlafengehen auswendig aufsagen? Besser nicht. Vor jeder guten Therapie kommt die Diagnose. *Warum* wehrt sich unser philosophischer Instinkt gegen Putnams Argument? Meiner Ansicht nach entspringt die Gegenwehr einer tiefen Sorge.

Die habe ich mit meinem Aufsatz dingfest machen wollen.⁵⁷ Ich behaupte: Unser instinktiver Widerstand gegen Putnams Argument beruht auf einem berechtigten metaphysischen Fragebedürfnis, und zwar auf einem Bedürfnis, das allein durch radikalen Zweifel gestillt werden kann und uns daher sehr leicht in die Arme des cartesischen Zweifels treibt. Solange wir keine radikal zweiflerische Alternative zum cartesischen Zweifel sehen, müssen wir dessen Widerlegung mit

⁵⁵ Siehe z. B. J. DAGYS, *Putnamian anti-envattor ver. 3.00. New features – same results*, in: *Problemos* 77 (2010), 39–48.

⁵⁶ Soweit ich sehe, gibt es drei verschiedene wasserdichte Fassungen des Beweises: Erstens einen Beweis mit dem Begriff der Wahrheit (O. M., *In vier Schritten gegen die cartesische Skepsis*, in: A. BECKERMANN/Chr. NITZ (Hg.), *Argument und Analyse – Sektionsvorträge*, CD, Paderborn 2002, 224–234). Zweitens einen mit dem Begriff der Intension (O. M., *Der antiskeptische Boden unter dem Gehirn im Tank*, in: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 55/4 (2001), 516–539). Und drittens einen mit dem Begriff des Bezeichnens (s. o. Abschnitt 1.3, sowie völlig wasserdicht O. M., *Abschied*, 21. Abschnitt).

⁵⁷ Ausführlicher (aber ohne intensiven Gebrauch des Spielvokabulars) in O. M., *Metaphysik*.

instinktivem Misstrauen begegnen – oder wir müssen das metaphysische Fragebedürfnis kaltstellen, das dies Misstrauen ausgelöst hat: Ein Dilemma hält uns gefangen. Wir können uns aus seinem Würgegriff befreien, sobald wir sehen, wie sich das metaphysische Fragebedürfnis durch einen uncartesischen, aber radikalen Zweifel Luft verschaffen kann.

Metaphysisch zweifeln, so lautet also das Motto, in dessen Namen ich unseren skeptischen Instinkt mit Putnams anti-cartesischem Argument versöhnen will. Der metaphysische (uncartesische, aber radikale) Zweifel, für den ich plädiert habe, unterscheidet sich in vielerlei Hinsicht vom überkommenen radikalen Zweifel à la Descartes. Betrachten wir fünf dieser Unterschiede in einer Art programmatischer Rückschau.

Erstens unterscheidet sich der metaphysische Zweifel vom cartesianischen Zweifel hinsichtlich der erkenntnistheoretischen Auswirkungen. Wer cartesianisch zweifelt, verliert jede Hoffnung auf Wissen um die natürliche Außenwelt und hält somit am Ende weniger in Händen als vor Beginn seiner skeptischen Meditation. Hingegen nimmt uns der metaphysische Zweifel nichts weg – weder im Alltag noch in der Naturwissenschaft: Unseren Anspruch auf Wissen um die Außenwelt lässt er unangetastet. Trotzdem ist der metaphysische Zweifel nicht minder radikal als der Zweifel à la Descartes: Er lehrt uns, dass unser Wissen auf dramatische Weise *unvollständig* sein könnte. Nicht die *Berechtigung* unserer Wissensansprüche hinsichtlich der Außenwelt stellt er infrage, sondern deren *Reichweite*. Wollte man den metaphysischen Zweifel auf leicht paradoxe Weise anpreisen, so könnte man sagen: Wer metaphysisch zweifelt, hält am Ende mehr in Händen als vor Beginn seiner skeptischen Meditation – denn einerseits darf er sein Außenweltwissen behalten (er verliert also nichts), und andererseits gewinnt er ein ganzes Bouquet neuer Fragen hinzu: klarer metaphysischer Fragen, die sich nicht rational beantworten lassen, wie die Frage nach unserer Stellung im Weltganzen oder nach der Reichweite unseres Wissens oder nach Gott. Kurz, er wird um Fragen bereichert, ohne Wissen einzubüßen.⁵⁸

⁵⁸ Der Weg in die Metaphysik, den ich mithilfe der semantischen Stabilität einschlage, führt also genau nicht zu feststehenden Antworten auf unsere metaphysischen Fragen. Darin unterscheide ich mich von Bealer und Hirsch, denen es ausdrücklich um genuin philosophische Erkenntnisse in der Metaphysik zu tun ist; das ist eine Form von Ra-

Der zweite Unterschied zwischen den beiden Formen des radikalen Zweifels betrifft ihr Verhältnis zur Lebenspraxis. Weil der metaphysische Zweifel die Berechtigung unserer Wissensansprüche hinsichtlich der Außenwelt gar nicht infrage stellt, kann er unseren tagtäglichen und treffsicheren Umgang mit eben dieser Außenwelt nicht behindern. Der metaphysische Zweifel kann gelebt werden. Im Gegensatz dazu lässt sich der cartesische Zweifel im Leben nicht durchhalten. Er kann nur in der staubigen Luft des philosophischen Klassenzimmers überleben, als akademisches Abstraktum, abgetrennt vom Alltag.

Dies führt uns, drittens, zum unterschiedlichen Nutzen, den die beiden Formen des radikalen Zweifels mit sich bringen. Der cartesische Zweifel ist, wegen seiner Unverträglichkeit mit unserem Leben im Alltag, bestenfalls nutzlos, wenn nicht schädlich. Dass wir ihn krampfhaft aus unseren Unternehmungen ausgrenzen müssen, überschattet die positive Rolle, die das radikale Zweifeln in unserem Leben spielen kann. Der metaphysische Zweifel befreit dies positive Potential. Er kann, behaupte ich, unser Leben verbessern. Er sorgt für spielerische Gelassenheit, stimmt uns heiter und weitet unseren spirituellen Horizont.

All diese verlockenden Früchte des metaphysischen Zweifels gibt es nicht umsonst. Damit sind wir beim vierten Unterschied zwischen den zwei Zweifeln: bei den Kosten. In den cartesianischen Zweifel braucht man nicht viel zu investieren; er kommt kostenlos ins Haus. Er drängt sich uns geradezu auf, und zwar – entgegen aller Dementis seitens der *ordinary language philosophy* – mit ganz alltäglichen sprachlichen Mitteln.⁵⁹ Der metaphysische Zweifel kostet mehr: Wer ihn dingfest

tionalismus (siehe BEALER, *Epistemology*; vgl. oben Fußnote 29). In dieser Angelegenheit steht Chalmers auf meiner Seite; ohne das eigens zu erläutern, spricht er nur von metaphysischen *Hypothesen* (CHALMERS, *Matrix*, 459–465). Chalmers äußert sich nicht dazu, mithilfe welcher Ressourcen wir über solche Hypothesen entscheiden können. Meiner Ansicht nach sollten wir uns eingestehen, dass wir keine rationale Entscheidung über diese Hypothesen herbeiführen können; daher spreche ich vom metaphysischen Zweifel. Aus dem Patt können wir – wenn überhaupt – nur mit außerrationalen Mitteln kommen; siehe O. M., *Gott, Freiheit und Unsterblichkeit*, in: M. GRAJNER/A. RAMI (Hg.), *Wahrheit, Bedeutung, Existenz*, Frankfurt a.M. 2010, 279–315 (im Netz unter <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:11-100196799>).

⁵⁹ Siehe O. M., *Abschied*, Abschnitt 8, gegen H. PUTNAM, *Skepticism*, in: M. STAMM (Hg.), *Philosophie in synthetischer Absicht – Synthesis in mind*, Stuttgart 1998, 239–

machen möchte, muss die Ausdrucksfähigkeit unserer Sprache bis an die Grenzen ausreizen. Weil ich diese Kosten nicht explodieren lassen wollte, habe ich mein Augenmerk auf einen unverdächtigen Redebereich gelenkt: auf unsere Rede vom Spielen. Diese Rede ist äußerst ausdrucksstark. Um das auszuloten, musste ein sprachphilosophischer Begriff her, der erst im Gefolge einer neuartigen – externalistischen – Konzeption des Bezeichnens in die Welt kommen konnte (à la Kripke bzw. Putnam). Als sich die neue Konzeption vor fast vierzig Jahren in der Sprachphilosophie durchsetzte und als man verstanden hatte, dass Erfolg beim Bezeichnen kausalen Kontakt voraussetzt, übersah man zunächst die Ausnahmen von der Regel. Doch mithilfe des Begriffs der semantischen Stabilität ließen sich die Proportionen inzwischen wieder geraderücken; dies erforderte einen unverstellten Blick auf alltägliche Ausdrücke, die wir auch unabhängig von kausalen Kontakten verstehen und in neue Redebereiche projizieren können. Es mag viele solcher semantisch stabilen Wörter geben; das Spielvokabular gehört klar dazu – in erster Linie wegen seiner phantastischen Offenheit für immer neue Anwendungen.

Der metaphysische Zweifel ist also sprachphilosophisch teurer als sein cartesisches Gegenstück. Dafür hält er auch mehr aus als dieser: Das ist der fünfte Unterschied zwischen den zwei Zweifeln. Während der cartesische Zweifel durch Putnams Argument schnurstracks ausgeschaltet wird, lässt sich der metaphysische Zweifel nicht so ohne weiteres aus dem Spiel werfen. Ob es einen machtvollen Oberspieler gibt, ob es Gott gibt oder nicht, wissen wir nicht, jedenfalls nicht rational.⁶⁰

268, und gegen L. WITGENSTEIN, *Über Gewissheit*, in: *Werkausgabe Band 8*, Frankfurt a. M. 1984, 113–257.

⁶⁰ Gegen alles das mag man einwenden: Fragen ohne rationale Antwort sind sinnlos. Der Einwand ist ein Echo des positivistischen Sinnkriteriums (siehe Fußnote 1). Meiner Ansicht nach lässt er sich mithilfe eines erweiterten Sinnkriteriums entkräften. Eine Ja/Nein-Frage F ist demzufolge sinnvoll, wenn es einen Unterschied in der Wirklichkeit ausmacht, welche Antwort auf diese Frage zutrifft. D. h. wir müssen die Frage z. B. zwei hypothetischen Sprechern S1 und S2 mit hypothetischen Umgebungen W1 bzw. W2 in den Mund legen können, so dass gilt: F hat für S1 und S2 dieselbe Innensemantik wie für uns; und bei wohlwollender Interpretation (unter externalistischen Vorzeichen) lautet die richtige Antwort auf F für S1 in *seiner* Welt W1 ›Ja‹, für S2 in *seiner* Welt W2 hingegen ›Nein‹. Selbst wenn wir rational nie erfahren werden, ob für uns die richtige Antwort auf F ›Ja‹ oder ›Nein‹ lautet, spiegelt sich der gute Sinn der Frage in den Unterschieden zwischen W1 und W2 wider (vgl. O. M., *Metaphysik*, §18.22).

Im Lichte des metaphysischen Zweifels, für den ich plädiert habe, sind wir gut beraten, die Frage offenzuhalten.⁶¹

⁶¹ Mit diesem Aufsatz erweitere ich Überlegungen, die ich im Jahr 1997 in Debatten mit Hilary Putnam entwickelt habe und ihm in einem unveröffentlichten Arbeitspapier präsentierte (O. M., *Provokation*). Einige Passagen aus jenem Papier habe ich hier ohne weitreichende Änderungen übernommen (siehe Abschnitte 1.5–2.4). Bei der Fortentwicklung dieser Ideen habe ich viel von Putnams munterer Kritik profitiert, ebenso von Gesprächen mit Wolfgang Carl, Felix Mühlhölzer, Sven Rosenkranz, Tatjana Tarkian, Holm Tetens sowie von Diskussionen zu meinen Tankvorträgen in Bayreuth, Berlin, Bonn, Dresden, Göttingen, Hannover, Heidelberg, Konstanz, München, Osnabrück, Potsdam, Prag, Rostock, St. Andrews, Stuttgart, Trondheim. Keine der aufgezählten Personen bzw. Städte ist für den hier präsentierten Gedankengang verantwortlich; denn seine Wendung auf den Spielbegriff ist neu. Manche hilfreiche Anregung für diese letzte Volte verdanke ich einerseits meinem wissenschaftsphilosophischen Kolloquium, andererseits den anderen Vorträgen auf der Zürcher Tagung *Spielzüge* am Collegium Helveticum vom 2. und 3. November 2012. Mein eigener Vortrag dort hatte allerdings weder mit Metaphysik noch mit dem Gehirn im Tank zu tun; er war zu wenig verspielt für den vorliegenden Band. Ich danke Benjamin Marschall für die Mitarbeit bei den Literaturverweisen.